

Chefredaktion
der wecker
SCHÜLERZEITSCHRIFT
Goethestraße
**DAS
WIRTSCHAFTSWUNDER
STINKT**



**der
wecker**

3/62

juni 62
Nr. 45

DAS WIRTSCHAFTSWUNDER STINKT

1943 wurde er geboren, unter dem Gedröhn der Flugzeuge. Jetzt ist er 18 und geht auf die höhere Schule. Unterprima. (Es gibt ihn allerdings auch in allen anderen Klassen und Jahrgängen.) Er wird einmal studieren, wenn er sein Abitur hat. Sicherlich wird er studieren, das ist doch selbstverständlich. Was, das weiß er noch nicht genau. Vielleicht Lehrer . . . Man hat dann so viel Ferien. Vielleicht aber auch Zahnarzt. Die Leute haben doch alle so schlechte Zähne. Zahnarzt ist ein gesicherter Beruf, und das Studium dauert auch nicht so lange.*) In seiner Klasse ist einer, der will Arzt werden. Der sagt, man müsse den Menschen helfen. Ist wohl Idealist, was? Der will in die Entwicklungsländer gehn. Der spinnt wohl. Da verdient man doch gar nichts. Da kann man sich doch nur abrackern für nichts und wieder nichts, und früh verbraucht ist man obendrein bei dem heißen Klima. Der will wohl die Welt verbessern, der Spinner. Was bildet der sich bloß ein? Was kann denn der allein schon gegen die vielen ausrichten? Und überhaupt, was gibt es denn zu verbessern? Es geht uns doch gut. Welt verbessern, ist doch lachhaft!

Neulich war er mal mit 'nem komischen Mädchen spazieren. Die wollte unbedingt durch die Wiesen da unten laufen. Das wahr ihm schon komisch vorgekommen. Aber dann schnappte die total über, ganz plötzlich nimmt die ihre Schuhe in die Hand und rennt wie angestochen los. Und dann er-

klärt die ihm auch noch allen Ernstes, sie freue sich eben. Einfach nur, weil sie am Leben sei, weil die Luft so gut rieche und das Gras so feucht sei. Wirklich komisch! Natürlich hat er mit der gleich Schluß gemacht. War vielleicht auch besser so, daß das so schnell zu Ende ging. Die hatten ja noch nicht mal 'nen Wagen. Da lobt er sich doch seine jetzige Flamme. Die ist wenigstens normal, wenn sie einem auch manchmal 'nen bißchen an die Nerven geht. Was sagten Sie? Ob er sie liebt? Ach Gott, Sie meinen wohl nach dem Motto „Liebe ist Einklang der Seelen“. Bewahre, mit sowas belastet man sich doch nicht. Das gibt doch nur Schwierigkeiten. Aber schließlich muß man ja sowas wie 'ne Freundin haben. Das hat doch jeder.

Vor einigen Leuten, Zeitungsverlegern, hat er einen Mordsrespekt. Die machen Geld und lassen sich nicht durch irgendwelche Hirngespinnste, „Ideale“, davon abhalten. „Gebt dem Volke, was es haben will. Panem et circensem. Hauptsache wir verdienen dabei.“ Das klingt natürlich 'nen bißchen hart. Aber seien wir doch mal ehrlich, es geht uns allen doch gut,

wem geht es denn heute noch schlecht? Und wenn auch manchmal etwas Schlechtes erscheint, nun, da ist nun mal nichts dran zu ändern.

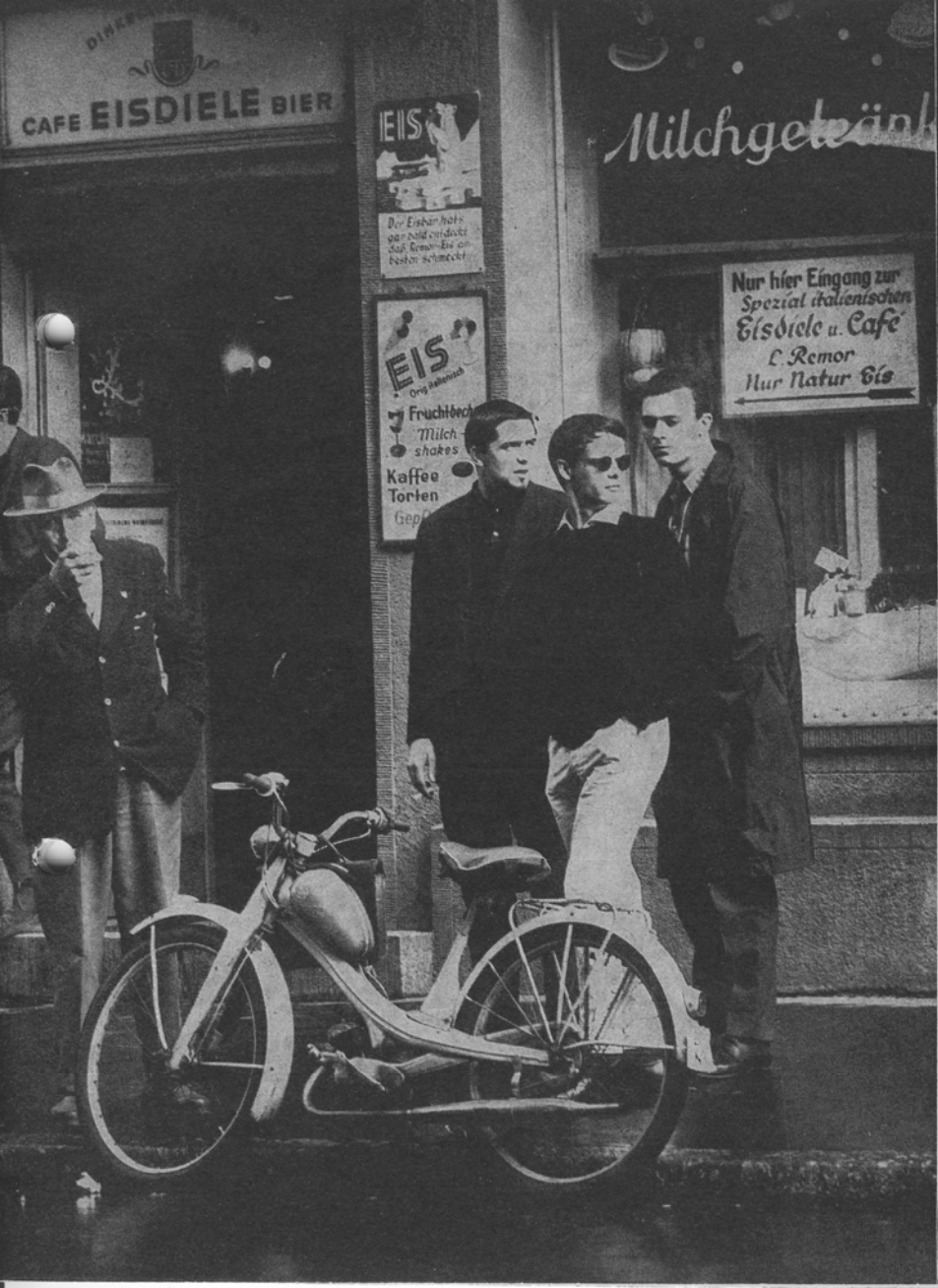
Seine Mutter liest Illustrierte. Als der Schah sich von Soraya scheiden ließ, hat sie fast geweint. Ja, das Schicksal kann schon hart sein. Die arme Soraya, und der Onassis hat seine Frau auch verlassen! Wie grausam! Und seine Mutter ist doch so feinfühlig und mitleidig. Das Hausmädchen mußte sie natürlich fristlos entlassen, als die ein uneheliches Kind bekam. Schließlich muß man ja auf seinen guten Ruf achten.

Und überhaupt, ein Pack treibt sich manchmal herum. Neulich war doch tatsächlich einer da, einer aus dem Gefängnis, hat gesessen wegen Diebstahls. Und der Kerl wagte auch noch, bei uns, bei anständigen Leuten, nach Arbeit zu fragen. Ist natürlich weggeschickt worden. Solche Leute tragen einem ja noch den letzten Sessel aus dem Haus. Nein, lieber Gott, da hast Du doch noch ganz andere Kinder, gute. Haben noch nie gestohlen, haben noch nie die Ehe gebrochen. Ja, die sind wirklich gut. G. H.

*) Daß wir uns richtig verstehen: Ich habe weder etwas gegen den Beruf eines Lehrers noch gegen den eines Zahnarztes. Ganz im

Gegenteil. Ich habe nur etwas gegen die Leute, die meinen, einen Beruf aus Trägheit, Gewinnsucht oder Bequemlichkeit wählen zu

müssen. Die Motive sind entscheidend, nicht der Beruf selber.
Foto: P. Almsy



Ein Blatt wie die BILD-Zeitung, eine Programmzeitschrift wie HÖR ZU, eine Illustrierte wie DER STERN werden im ganzen Bundesgebiet von alt und jung gelesen. Doch darf man sich nicht täuschen: es sind gezielte Leserschaften, riesige, doch erkennbare und schätzbare Komplexe.

Darin beruht das simple Geheimnis der Mammutauflagen: jeweils wurde eine solche Schicht in ihrer charakterlichen Eigenart und ihrer Mächtigkeit zum Partner eines Organs gemacht — als Subjekt mit einem bestimmten Fundus heimlicher Haltung und unausgesprochener Wünsche, als Objekt hinsichtlich der zähen Kaufbereitschaft. BILD, HÖR ZU und DER STERN haben die drei größtmöglichen, massenpsychologisch zu erfassenden Schichten erkannt und ergriffen; es gehörte schon einige Intuition dazu — und sie hat dann als Spekulation mit Riesenerfolgen gelohnt. Welche Schichten (quer durch das Volksganze) sind das nun?

Die BILD-Zeitung wandte sich an den „Mann von der Straße“, das hieß hier an den Menschen, der zu uninteressiert ist, um reguläre Tageszeitungen zu lesen, in dem aber genug Neugier und Reizbedürfnis steckt, um täglich drei Leseminuten und zehn Pfennig auf dem Weg von und zu der Arbeitsstätte, in der Frühstückspause oder feierabends aufzubringen. Dieser Straßenpassant ist — und das war die entscheidende Einsicht — durch bestimmte, gegenwartsbedingte Eigenschaften charakterisiert, die ihn als bestimmte, dichte Schicht innerhalb des allgemeinen Arbeitsbürgertums ansprechen lassen — Eigenschaften mit

„BILD“: Für Meinungslose

**„HÖR ZU“: Für Garten-
Zwergdeutsche**

„STERN“: Für Querulanten

**Anatomie des
deutschen Lesers**

überwiegend negativem Vorzeichen: er ist desorientiert, kontaktaarm, bildungslos und gehetzt, bildungslos und meinungslos, doch begierig nach krassen Tagesneuigkeiten und nach kurzen Formeln zum Tagesgeschehen, die er sich sofort zu eigen machen kann, um im Gespräch als „informiert“ dazustehen. Jedes Foto, jede Schlagzeile, jeder Kurztext der BILD-Zeitung kommt genau diesem Bedürfnis nach.

HÖR ZU hingegen, die sich als Programmzeitschrift Familienillustrierte nennt, entdeckte in der Masse Mensch eine ganz anders charakterisierte, doch gleichfalls überaus mächtige Schicht: die des ungebildet-konservativen Kleinen Mannes, wobei man diesen Begriff mit Gartenzwerg-Deutschem gleichsetzen könnte. Es ist der brave, solide, harmlos-gemütliche, pfiffige und herzliche, kinder- und tierliebende Kleinbürger (auch als Generaldirektor oder Vollakademiker), der sich erfolgreich von der Gesellschaftsveränderung, von Technik und Produktionsverhältnissen, von den Spannungen der Politik abgewandt hat, um rückwärtsblickend in einer Art neuer Gartenlaubenromantik dahinzuleben. Im Gegensatz zum gehetzten und augenblicksverhafteten Leser der BILD-Zeitung ist der HÖR-ZU-Leser ein häuslicher Mensch in Pantoffeln voll selbstzufriedener, gegenwartsloser Sicherheit. Diese Schicht hat statt Laster mumifizierte Ideale; fragt sich, ob es nun auch eine Schicht gibt, die ebenso heimlich von minderwertigen Affekten bestimmt ist.

Es gibt sie, es ist die STERN-Leserschaft, sozusagen der temperamentsmäßig inaktive Unterbau der aktiver

interessierten SPIEGEL-Leserschaft. Das ist der Komplex aller, auf primitiv-unbegründete Art mit der Gegenwart Unzufriedenen, der Neinsager aus Unbehagen an der Weltlage, der Ressentimentbeladenen, die in uneingestandener Furcht vor möglichen Debakeln ständig Umschau halten nach Mißständen, nach Korruption, nach Versagen von Behörden und Politikern. Sie müssen Anstoß nehmen, Entrüstung produzieren, enthüllen und anprangern können — und da sie logisch unsauber denken, empfinden sie nicht sauberer; sind also auch dem sexuellen Stimulus besonders zugetan. Und DER STERN gibt den Seinen, wie HÖR ZU den Seinen gibt, was sie brauchen — heimlich, doch millionenfach brauchen: DER STERN hatte in letzter Zeit rund 1½ Millionen Leser, HÖR ZU rund 4 Millionen . . .

Die großen Erfolge werden dort erreicht, wo ein bestimmter Nerv getroffen wird: die seelische Verfassung, die geheime Erlebnisweise, die rudimentäre Denkart der Volksbasis. Auch die Masse besteht ja aus Riesengruppen, die psychologisch geprägt sind und sich entsprechend manipulieren lassen. Es gehört ein beträchtlicher kommerzieller Wille dazu, diese auszubeuten. HÖR ZU etwa unterstützt die Verantwortungsscheu von Millionen, weil der Verlag begriff, wie weithin dieser negative Zug im Volkscharakter mitbestimmend ist. Tages sensation (BILD), falsche Idyllik (HÖR ZU) und Querulantentum (STERN) — jedes trifft einen der neuralgischen Punkte der Massenpsyche.

Im Sumpf der Wochenendblätter geht es viel primitiver zu; statt an prä-

zierte Schichten wenden sie sich an den ganz unpräzisen Komplex der minderwertigen Affekte insgesamt, soweit sie in irgendeiner, wenn auch noch so geringen Dosierung in fast jedem Durchschnittsmenschen vorhanden — und also anzusprechen sind. Hier ergeht der Ruf an die unbeschönigte Triebhaftigkeit des Meinens und Fühlens, es braucht mithin keine Leserschaft bestimmter Charakterprägung erfaßt zu werden. Hier wird das Presse-Medium gänzlich zum willfährigen Liebediener der Masseninstinkte, zum perfekten Resonanzboden und Lautverstärker alles dessen, was die Seele des Kollektivmenschen im Hintergrund bewegt. Auf „den Leser“ gesehen, mag dies alles wie gedämpfter Pessimismus klingen, doch ist es nicht so, daß, je unausgeprägter die Innenform eines Menschen, desto stärker Triebleben, Affekte, mindestens Emotionen seine Verhaltensweise und Interessen bestimmen?

Kein Grund zu Pessimismus, auch: Man denke an die schwer zu fassende Schicht der Wachen, Aufgeschlossenen, Interessierten, sich geistig und religiös verpflichtet Fühlenden. Sie sind, ganz grob umrissen, „Der Leser“ der erstzunehmenden Tageszeitung. Sie lesen nicht der bloßen Neugier und der Unterhaltung wegen, sondern weil sie teilhaben wollen — auch an der Kommunalpolitik ihrer Mittelstadt, auch an den Wirtschaftsfragen der Heimat, auch am Bühnen- und Musikleben ihrer „Provinz“. Und darüber hinaus drängt es sie, teilzunehmen am größeren Leben der Politik, für das sie sich als demokratische Staatsbürger mitverantwortlich fühlen. Fortsetzung Seite 6

Wie eine Bombe sollen die Schlager einschlagen (siehe Wand). Und Wo? zunächst einmal in die Herzen und Gemüter der Schnulzenhörer und dann, noch wesentlich wichtiger, in die Geldbeutel der Hersteller. Denn die Macher in der Schlagerbranche scheffeln das Money wie Heu.

Verfolgen wir doch einmal, wie so ein Hit „wird“!

Erstmal brauchen wir Musik und Text. Jede Plattenfirma hat ihre eigenen Komponisten und sogenannten Textdichter - möglichst nicht so viele -, die Leute kosten schließlich Geld.

Die Melodie eines Schlagers ist denkbar einfach. In den allermeisten Fällen kann die musikalische Struktur nicht anders als primitiv bezeichnet werden. Ein paar Grundharmonien in gleicher Reihenfolge rauf und runter - Musik fertig!

In nur wenigen Fällen gelingt es dem Komponisten, ein Lied zu machen, in dem nun auch wirklich ein bißchen Musikalität zu verspüren ist. Diese Art ist vornehmlich auf Instrumentalplatten beschränkt. Im allgemeinen aber ist die Devise: Bloß keine Ansprüche stellen! Einfachheit (= Billigkeit) ist alles! Es gibt natürlich eine ganze Menge mehr Schlagerautoren und Komponisten (z. B. von den Musikverlagen), die auch wirklich gute Schlager machen. Was nützt es,

wenn sie sich vom Producer sagen lassen müssen: „Die Nummer ist zu gut, zu anspruchsvoll - die können wir nicht nehmen.“

Bezeichnend ist es, wenn Polylord-Producer Kurtz Feltz sagt: „Es ist ganz logisch, daß es heute nur wenige Spitzenleute gibt, eben jene Autoren, von denen der Produzent genau weiß, daß er sie schon morgen aufnehmen kann.“ Stöhnt Musikverleger Ralph Maria Siegel: „Ein Kreuz, daß man selbst nicht die Möglichkeit hat zu produzieren. Das ist eben der große Vorteil derer, die mit am Tisch der Produktion sitzen.“ Eine Platte hat bekanntlich zwei Seiten, auf der einen ist der Hit und auf der anderen - ja, da dürfen sich all die kleinen Speichelcker und Günstlinge austoben, die für „ihren Produzenten“ arbeiten: die Sonntagskomponisten und -texter.

Wird der Schlager nun wirklich ein „Hit“ und „geht“ er gut, so können sich die Mitläufer auf der Plattenrückseite die Hände reiben, die Märker rollen an, gar nicht davon zu reden, wenn der Haupttitel ein Millionen-erfolg wird.

Aber weiter in unserer Produktion. Die Musik haben wir. Fehlt noch der Text. Die Musik ist in den meisten Fällen nicht das Entscheidende für einen Schlager. Der Text ist es, der die Melodie eingängig und leicht singbar macht. Ich nehme vorweg, daß ein Schlager ausschließlich an Gefühl, Gemüt und Empfinden des Zuhörers appelliert. Das wissen die Leute in der Schlagerbranche zu genau. Sie sind Kenner der breiten Masse und deren Gefühlen, und sie nutzen diese schamlos dazu aus, ihre Geldbeutel prall und praller werden zu lassen.

Wichtig ist, daß keine Augenblicksstimmungen produziert werden - die halten sich ja nicht lange. Nein! Standardgefühle müssen es sein, wie Her-

zeleid, Heimweh, Liebe und dergleichen mehr sind maßgebend, möglichst noch mit passender Landschaft. Südsee, Hawaii, Gebirgswelt und auch Försterhaus werden bevorzugt.

Der Text muß also augenblicklich „sitzen“; mit ihm prägt sich auch die ganze Melodie beim Hörer ein. Das kann doch nur noch primitiv werden, wie z. B. Nana Motaskouris: „Adios, Adios, Du fährst hinaus, ich bleib' zu Haus...“ Bewundernswerte Logik! Ist doch klar, Mädchen, wer soll denn das Geschirr spülen? Tröste dich mit Freddy. Der behauptet „Irgendwann gib't's ein Wiedersehen“. Dann wird „ein Schiff kommen und Dir den Einen bringen“. Vielleicht bringt er Dir „Weiße Rosen aus Athen mit“? Na, wenn nicht, „Dann hau ich mit dem Hämmerchen das Sprasschwein“ und kauf' Dir „Rosen und Flieder“, oder lieber ein paar „Souvenirs“? Für jeden ist das Richtige dabei! An „Einfallsreichtum“ mangelt es den „Dichtern nicht, leider aber auch nicht an Ausfallsreichtum. Platten wie „Laila“ oder „Ich bin so wahnsinnig sexy“ beweisen es. Das hat nichts mehr mit Erotik zu tun, das ist, man möge entschuldigen, saudumm. Es bleibt die Frage nach dem Niveau!

Haben wir nun Musik und Text, ist das übrige nur noch ein Kinderspiel. Man nehme - das heißt - der Producer nimmt: eine Rhythmusgruppe, eine Unter-
malungsgruppe (Geigen machen sich da sehr gut), einen Chorus mit viel „lala“ und „schnubilidubab“ und den geeigneten Sän-

ger, bzw. Sängerin (sprich: Heulboje). Man scheut sich nicht einmal, echte Babies in das Schlagergeschäft mit einzuspannen. Dürrfuge Stimmen verschiedenartiger Sänger (es gibt eine ganze Reihe davon) werden mit technischen Effekten hochgepöppelt. Gesegnet sei die Technik! Sodann wird der Schlager im sogenannten Playback-Verfahren auf Tonbänder aufgenommen, das heißt, Rhythmus, Unter-
malung usw. werden ge- mit aufgenommen und nachher pußgerecht zusammengeschustert. Das erspart viel Zeit, Ärger und, was wichtig ist, Geld. In Amerika z. B. wird das Playback in nur seltenen Fällen angewandt. Man will sich die „echte Atmosphäre“ nicht verderben lassen.

Nun gut! Jetzt muß der Schlager nur noch unters Volk gebracht werden. Entscheidende Faktoren, einen Schlager populär werden zu lassen, sind vor allem: Rundfunk (Disk-Jockeys), Fernsehen, Film, öffentliche Veranstaltungen, wie Schlagerfestivals usw., Tanzkapellen. Sie alle tragen dazu bei, den Schlager populär zu machen. Wo es noch nicht „so gehen“ will, dann helfen die Plattenfirmen ein bißchen nach. Ein paar „Anerkennungen“ oder „Freundschaftsgaben“ wirken da manchmal Wunder. Im allgemeinen rechnet man dabei mit Tausendern. Na ja, die Hand wäscht die andere.

Fortsetzung Seite 27

DAS GE



SCHÄFT MIT DEN SCHNULZEN

ANATOMIE DES DEUTSCHEN LESERS

Für diesen Leser ist nach 1945 die neue Tageszeitung Westdeutschlands entstanden. Ein vergleichender Blick auf Blätter, die z. T. schon wieder interkontinentale Achtung genießen, genügt, um diesen herrschenden Typ in seinem erfreulichen Variationsreichtum zu erkennen. Die großen Tageszeitungen in der Bundesrepublik bilden einen ideologiefreien, verantwortungsbewußt gestalteten und ausgleichenden Block unabhängiger, im wohlverstandenen Sinne liberaler Presse. Es sind regionale und überregionale Blätter, in denen alle Interessen und Kräfte der Öffentlichkeit und der Gesellschaft ihr Echo und ihre Balance finden. Ihr im ganzen recht günstiger Trend für die Aktivierung der öffentlichen Meinung hätte sich aber nicht entwickelt ohne den Anspruch der ungezählten einzelnen, die sich dem Übel der verflachenden Presse widersetzen und als ungreifbare, doch überall vorhandene Schicht auf demokratische Weise das beanspruchen und einzeln betreiben, was in früheren Zeiten den sogenannten Führungsschichten vorbehalten war. Sie wollen keine Zurückhaltung in der Politik, keine billigen Simplifizierungen, keine unverbindlich-liberalistischen Halbwahrheiten; sie sind „der Leser“ mitten in der Masse, auf den es ankommt, der begründete Meinungen ständig zu erfahren wünscht, auch wenn er sie nicht teilt — weil er aus eigener Urteilsfindung an der heutigen und morgigen Wirklichkeit mitzuschaffen sich verpflichtet fühlt.

Paul Sackarndt

BEINE BUSEN BABIES

Sei ehrlich! Warum liest du diese Zeilen? Doch nur wegen der Überschrift. Die reizt. Dieser Aufhänger wird oft dazu benötigt, besonders lahme Artikel an den Leser zu bringen. Das sind die Methoden der Illustrierten: Bauernfängerei. Weil sich die Illustrierten dieser und ähnlicher Methoden bedienen, erreichen sie eine so hohe Auflage. Aber ist es nicht ein Armutszeugnis für uns, wenn wir auf diese Methoden reagieren? Ist es nicht ein Armutszeugnis für die Deutschen, daß die Illustrierten eine so gewaltige Auflage haben? Sind wir zu blöd oder zu faul, saubere Artikel mit gründlicher Information und soliden Überschriften zu lesen? Es ist traurig, daß wir immer erst schockiert oder durch Überschriften angelockt werden müssen.

p. s.

DER KAMPF UM DEN MAMMON

Heiner, 16 Jahre alt, sitzt im Wartezimmer des Zahnarztes. Gelangweilt blättert er in einem Stoß Zeitungen. Erste Seite: strahlende Mutter entzückender Kinder hat gerade ihre Wäsche gewaschen. Mit Persil scheint das nur den Bruchteil einer Stunde zu dauern, denn nun geht sie, blendend aussehend, spazieren. Bewundernde Blicke folgen ihr. Nutzenanwendung: „Nehmen Sie Persil, und es geht Ihnen genauso!“

Au, durchzuckt es Heiner. Der Zahn tut doch verflixt weh. Und bei dem Gedanken an den „elektrischen“ Stuhl rutscht ihm das Herz noch ein Stückchen tiefer. „Der Mann mit Profil raucht ...! Der Duft der großen, weiten Welt. Peter Stuyvesant!“ Hastig tastet er nach Zigaretten. Ist er etwa kein Mann mit Profil? — Au, der Zahn!! Eine Peter Stuyvesant, die könnte jetzt seinem schwer angeschlagenen Selbstbewußtsein wieder auf die Beine helfen.

Seite 13: Princeß-Unterwäsche. Betthäschen und Betthase produzieren sich in vielversprechender Pose. Senoussi, die Zigarette der Freundschaft! (Bleibt nur die Frage: Was hat Zigarette mit Freundschaft zu tun?) — Junges Mädchen, junger Mann; erst gemieden, dann umschwärmt. Weil sie Colgate nahm. Ja, Colgate hat sie glücklich gemacht. Und hinter dem Schleier, der das Happy-End umweht, herrscht nur noch konstante Seligkeit. Neben dem strahlenden Zahnpastälächeln schmolzt B. B. mit rosa-rot getünchten Lippen. Gebrauchen Sie den B. B.-Lippenstift, und der Erfolg ist Ihnen gewiß.“ So trommelt es auf unseren 16jährigen ein: Schmoll-Lippen, Dekolletés vom Scheitel bis zur Sohle, Unterwäschemannequins, Schönheitsköniginnen und Halbnackedeis.

Erbärmlich! Wie konnte es zu einer solchen Entgleisung in den Werbemethoden kommen? Geschäfte, immer wieder Geschäfte! Den Filmproduzenten scheint der schlüpfrigste und idiotischste Streifen recht zu sein, wenn er nur als Lasso für den letzten Kinogänger dienen kann. Und die Werbepsychologen verstehen ihr Geschäft. Der eigentlich anzupreisende Artikel wird mit einem Streben des Menschen verbunden, mit seinem Bedürfnis nach Auszeichnung, nach Liebe, nach der höheren Gesellschaftsstufe, nach Kameradschaft. Alles wird für geschäftliche Interessen ausgenutzt. Vor nichts scheut man zurück. Geschäfte mit dem Liebesbedürfnis, Geschäfte selbst über das Unterbewußtsein. Es wird etwas Unwahres, Falsches vorgespiegelt. Es ist nicht wahr, daß der Gebrauch dieser bestimmten Seife die Harmonie der Ehe garantiert, es ist einfach nicht wahr, daß der Kauf der Frankfurter Allgemeinen einen zwangsläufig zu einem „klugen Kopf“ macht, wie der Werbeslogan dort heißt. Nicht die Notwendigkeit der Werbung überhaupt zweifle ich an, aber ich verurteile diese verantwortungslosen und menschenunwürdigen Methoden im Kampf um den Mammon.

Marlen Thiemann, U 1 b

SIND
DIE
METHODEN
DER
WERBUNG
NOCH
MENSCHENWÜRDIG?

EIN BERICHT VON HANS-DIETER KLEY

Heute, acht Jahre nach Stalins Tod, ist es für den Besucher aus dem Westen nicht mehr allzu schwierig, mit jungen Sowjetbürgern ins Gespräch zu kommen. Schwieriger ist es, bei solchen Gesprächen über die festeingprägten Schlagworte, wie „westlicher Imperialismus“, „Kapitalismus“, „Ausbeutung der Arbeiterschaft“ oder „Kolonialismus“, hinwegzugelangen. Jahrzehntelang hat die kommunistische Propaganda den patriotischen Stolz auf die Errungenschaften Sowjetrußlands dadurch aufrechtzuerhalten vermocht, indem sie in einem Ton unendlicher Selbstbewunderung immer wieder die angebliche Überlegenheit des Sowjetsystems demonstrierte. Wirkliche Vergleichsmöglichkeiten mit dem Ausland würden jedoch Zweifel und eine kritische Einstellung gegenüber dem Regime aufkommen lassen. Um das zu verhindern, traktiert der Kreml das sowjetische Volk mit Pressezensur und Reisebeschränkungen.

So kommt es, daß die Unkenntnis der Sowjetmenschen über die Verhältnisse im Ausland immer noch grotesk ist — und so kommt es auch, daß vor allem junge Russen gern mit fremden Besuchern zusammentreffen, um von ihnen Näheres über das Ausland zu erfahren. Manchmal erkundigen sie sich dann, wie es mit dem Ruf der Russen im Westen steht; und wenn man ihnen sagt, daß die Sowjets bei der Blockade Berlins und durch ihr schändliches Vorgehen in Ungarn einen denkbar schlechten Eindruck auf die Menschen der freien Welt gemacht hätten, bricht es aus ihnen in Brustton vollster Überzeugung hervor: „Wir mußten Berlin und Ungarn vor dem Eingriff der westlichen Aggressoren schützen. Unsere

Verbündeten sind uns dankbar dafür. Die Sowjetarmee dient allein dazu, den Frieden in der Welt zu sichern.“

Sie meinen auch, daß die Menschen im Westen nur darauf warten, vom Kapitalismus befreit zu werden. Die westliche Demokratie, erklären sie, sei ein korruptes System, an dem nur die Reichen profitieren.

Lenin habe gesagt, die Demokratie unter dem Kapitalismus bestehe darin, daß die Massen alle vier Jahre entscheiden, wer von den Vertretern der herrschenden Klasse sie in den nächsten vier Jahren ausbeuten werde. Die Folge sei die Verelendung der Massen, und es könne nicht ausbleiben, daß sie sich schließlich dem Kommunismus zuwenden.

Jeder Besucher in der Sowjetunion wird solche Ansichten zu hören bekommen; sie sind das Ergebnis einer systematischen ideologischen Schulung. Kein sowjetischer Staatsbürger kann sich dieser Schulung entziehen, denn sie fängt beim Kleinkind an und geht bis in die Altersheime. Man muß sich deshalb bei ideologischen Auseinandersetzungen mit jungen Russen auf eine scharfe Dialektik gefaßt machen. Die Russen glauben, alles in der Welt sei wissenschaftlich erklärbar. Sie halten das Jenseits für irrational und haben sich mit der Lehre des marxistischen Materialismus eine Diesseitsreligion geschaffen, die sie irdischem Glück und der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft entgegenführen soll. Es wurden ihnen gepredigt, daß der Mensch nur unter dem Kommunismus gut sein könne. Und da sie andere Gesellschaftsformen lediglich unter negativen Gesichtspunkten zu sehen gelernt

haben, vertreten sie ihre eigene Auffassung mit großer Glaubensstärke.

Der Zweifel ist einem überzeugten Kommunisten fremd. Er glaubt, daß der Marxismus-Leninismus die fortschrittlichste und aufgeklärteste Weltanschauung aller Zeiten sei. Er sieht in allen Taten der Regierung das einzig Richtige. Für ihn darf kein Opfer um der Sache willen zu groß sein.

Fragt man seine russischen Gesprächspartner, ob sie denn gar nicht die Freiheit vermissen, so wissen sie nicht recht, was sie von dieser Frage halten sollen. Den Russen ist die Diktatur so sehr zur Gewohnheit geworden, daß die meisten von ihnen nicht begreifen, weshalb wir soviel von Freiheit sprechen. Von den 208 Millionen Menschen, die heute in der Sowjetunion leben, sind 75 Prozent erst nach der Oktoberrevolution geboren worden. Von je vier Sowjetbürgern haben drei nie etwas anderes gekannt als die kommunistische Lebensform. „Freiheit“, sagte ein junger Ingenieur, „meinen Sie damit das Parasitentum der Individualisten, die im Westen auf Kosten des Volkes leben? Das ist gegen den Marxismus!“

Mit sichtbarem Erstaunen erfahren dann diese jungen Menschen, daß es jedem westdeutschen Staatsbürger zu jeder Zeit frei steht, Kritik an seiner Regierung und an den Politikern zu üben. Unfaßbar für sie, daß sich Franzosen, Deutsche, Italiener und Skandinavier ohne behördliche Erlaubnis besuchen können. Nie haben sie von den Jugendherbergen gehört, in denen junge Leute aus allen westlichen Ländern ohne staatliche Organisation zusammenkommen. Indessen



DER TRAUM

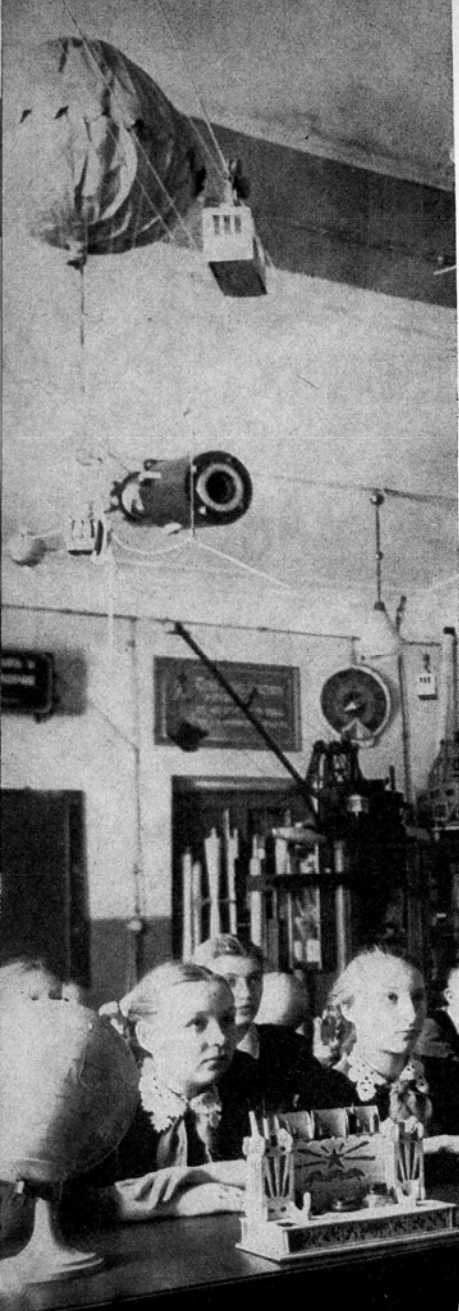
VOM IRDISCHEN PARADIES

JUGEND IN RUSSLAND

überzeugt man sie kaum, wenn man ihnen sagt, daß sich die wenigsten westdeutschen Arbeiter von der freien Marktwirtschaft ausgebeutet fühlen und daß man bei uns ebenso den Frieden wünscht wie in der Sowjetunion.

Das Verhältnis der Sowjetbürger zur Bundesrepublik wird weitgehend von der Furcht vor der militärischen Macht des Westens bestimmt. Diese Furcht ist im Hinblick auf zwei grauenvolle Kriege sicherlich berechtigt. Der westdeutsche Besucher kann im Umgang mit Russen viel Freundlichkeit erfahren, muß sich aber über kurz oder lang sagen lassen, daß die Bundesregierung aus Revanchisten und Neofaschisten bestehe, die darauf aus seien, die abgetrennten Ostgebiete mit kriegerischen Mitteln zurückzuerobern und die Welt erneut in Elend zu stürzen. Namen wie Oberländer und Globke sind vielen Russen erstaunlich geläufig, und wirklich — es ist ein Ärgernis, daß es der Westen der sowjetischen Propaganda oftmals so leicht macht, sei es in dem Streit um die Beschäftigung ehemaliger Nationalsozialisten in amtlichen Stellen oder in der Frage der

Foto: TASS



DER TRAUM VOM IRDISCHEN PARADIES

JUGEND IN RUSSLAND

amerikanischen Rassendiskriminierung. Das Aufrüsten in Mitteldeutschland geschieht nach russischer Ansicht als Verteidigungsmaßnahme gegen den Westen, und jeder Russe ist überrascht, wenn man ihm klarmacht, daß die Remilitarisierung zuerst in der Sowjetzone erfolgte. Das politische Gespräch ist in der Sowjetunion unvermeidlich, ob man sich nun mit Erwachsenen oder mit jungen Menschen unterhält. Und selbst in Gesprächen unter vier Augen bekommt man Ansichten zu hören, die wenig von eigenem Denken zeugen, aber um so mehr die tiefe ideologische Gläubigkeit der Sowjetmenschen offenbaren. Am liebsten sprechen die Russen über die Zukunft, ignorieren dabei ihr gegenwärtiges Dilemma jedoch völlig. Für einen großen Teil der jungen Generation ist es zu einem Programm geworden, den amerikanischen Vorsprung innerhalb von 15 Jahren aufzuholen. Um dieses Ziel plangemäß zu erreichen, hat das Regime als Zwischenstadium seiner Intentionen die Politik der friedlichen Koexistenz proklamiert. Die Appelle an die Jugend, unermüdlich für die weltweite Ausbreitung des Kommunismus zu wirken, sind von einem Machtstreben und Sendungsbewußtsein bestimmt, wie es nur junge vitale Völker empfinden können. Kein Wunder, daß viele Russen heute auf uns herablicken wie einst die Germanen auf die satten, verweichlichten Römer.

Viele Russen plappern gedankenlos nach, was ihnen die offizielle Propaganda erzählt. Mit diesen Menschen läßt sich zweifellos am besten die Zukunft des Kommunismus bauen. Aber es gibt vor allem in Studentenkreisen auch Russen, die versuchen, selbst hinter die Dinge zu kommen — obgleich ihre Zahl gering sein dürfte. So verlangten beispielsweise einige Studenten von den Professoren und Komsomolführern Aufschluß über den ungarischen Volksaufstand. Chruschtschow antwortete ihnen höchstpersönlich und erklärte, sie hätten kein Recht, auf Kosten der Arbeiterschaft zu studieren, wenn sie nicht mit der Regierung einverstanden seien. In den Fabriken gäbe es reichlich Beschäftigungsmöglichkeiten für sie, und andere junge Sowjetbürger seien jederzeit bereit, in den Hörsälen ihre Plätze einzunehmen.

Diese kritischen jungen Leute versuchen nun, von den fremden Besuchern mehr über die anderen Ostblockstaaten zu erfahren, zumal es ihnen selbst verwehrt ist, diese Länder des kommunistischen Lagers aus eigener Anschauung kennenzulernen. Falls sie ihren Militärdienst in Ungarn oder Polen absolvieren, haben sie die Verachtung ihrer ungarischen und polnischen Genossen am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Ihnen ist der Glaube an die unverbrüchliche Freundschaft aller kommunistischen Brudernationen verlorengegangen. Der Zynismus hat sich unter ihnen breitgemacht. In den Augen des Kreml sind sie das Ferment für Unzufriedenheit und mithin verdächtige Individuen.

Eine andere bemerkenswerte Erscheinung im sowjetischen Leben sind die sogenannten „Stiljagen“ (wörtlich: Modejäger) — junge Männer in auffälliger Kleidung, die versuchen, den Touristen aus dem Westen modische Krawatten, Pullover, Schuhe, Hosen und Hemden sowie Schallplatten und Unterhaltungsschriften abzuhandeln. Diese „Stiljagen“ haben keinen sehnlischeren Wunsch, als sich äußerlich vom sowjetischen Durchschnittsbürger zu unterscheiden. Sie verehren westliche Lebensformen, vor allem die Mode und den Jazz. An Stelle des alten marxistischen Grundsatzes „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ haben sie den neuen Slogan „Arbeit bringt sogar Pferde um“ gesetzt. Aber repräsentativ

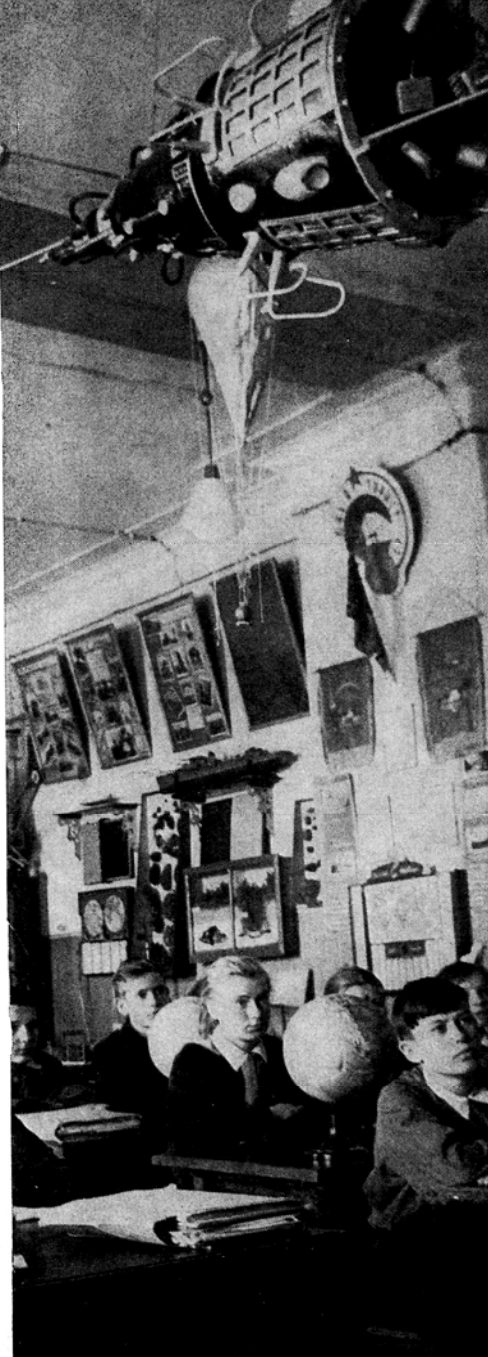
tiv für die jungen Russen sind die „Stiljagen“ keineswegs. Die „Komsomolskaja Prawda“, das Organ des kommunistischen Jugendverbandes, bezeichnet sie als „faule, freche Geschöpfe, die Nylonanzüge tragen und verdächtige Freundschaften mit Ausländern schließen, aber zugleich auf dem Rücken anderer in die glänzende Zukunft des Kommunismus getragen werden wollen“.

Sorgenkinder des sowjetischen Regimes sind auch die „Huligane“ — jugendliche Rowdys, die zumeist den Kreisen der wohlsituierten Funktionäre oder aber den armen Bevölkerungsschichten entstammen. Sie veranstalten Trinkgelage und lassen sich zu Schlägereien hinreißen, belästigen Mädchen und rempeln Straßenpassanten an. Ihre Krawalle und Ungezogenheiten sind als ein Protest gegen die Monotonie des sowjetischen Alltags anzusehen.

Diese im Grunde recht unprofilieren russischen „Huligane“ sind ebenso wie die „Stiljagen“ keine Massenerscheinung. Aber sie bereiten dem Staat so viel Kopfschmerzen, daß im Frühjahr 1959 in höchster Instanz beschlossen wurde, freiwillige Volksdruschinen in sein Leben zu rufen. Diesen Gefolgschaften gehören junge Arbeiter, Angestellte und Studenten an, die einen Teil ihrer Freizeit damit verbringen, in verdächtigen Stadtvierteln, in den Kulturparks und Vergnügungsstätten auf die öffentliche Ordnung achtzugeben und randalierende Jugendliche aufzugreifen.

Der junge Ingenieur, mit dem ich sprach, erzählte mir, er habe selbst eine Zeitlang in seinem Betrieb einer Druschina angehört. Nachdem er jedoch eines Nachts in einem Handgemenge durch einen Messerstich verletzt worden sei, habe er die Lust an dieser Feierabendbeschäftigung verloren. Ich erfuhr, er besuche jetzt dreimal in der Woche einen Abendkurs der Technischen Hochschule. Als Nachwuchsendingenieur verdiene er monatlich 900 Rubel — das entspricht in der Sowjetunion dem Preis eines Anzugs. In einigen Jahren, nach zwei weiteren Prüfungen, werde er in eine höhere Gehaltsstufe aufrücken. Der größte Teil seiner Freizeit gehöre der beruflichen Weiterbildung. Etwa einmal in der Woche gehe

Foto: TASS



er ins Kino und einmal im Monat in die Oper oder zu einem Estradenkonzert. Am liebsten bummle er bei schönem Wetter durch die Straßen und Parks. Seitdem er als Student ein eintöniges Arbeitsjahr in einem sibirischen Aufbaulager verbracht habe, wisse er das Leben der Stadt erst recht zu schätzen. Er möchte niemals wieder in die Provinz geschickt werden, selbst wenn er dort mehr verdienen könne.

Sonntags fährt dieser junge Ingenieur manchmal mit Freunden in die ländliche Umgebung Moskaus. Dort gibt es je nach der Jahreszeit Gelegenheit zum Skilaufen und zum Schwimmen. Seit seiner Studenzeit sei er Mitglied des Komsomol, des sowjetischen Jugendverbandes; aber in den letzten Jahren habe er wenig Zeit gefunden, die Zusammenkünfte zu besuchen. Jetzt, als 25jähriger, sei er bald zu alt dafür.

Mein junger Gesprächspartner erzählte mir das alles in jenem offenen Gesprächston, wie es unter Russen üblich ist, solange nichts von Politik gesprochen wird. Und als ich ihn fragte, ob er noch keinen Anreiz zum Heiraten verspüre, erwiderte er ebenso frei: „Ich bin seit zwei Jahren geschieden. Meine Frau hatte ich als Werkstudent kennengelernt. Unsere Ehe hielt zwei Jahre. Dann mußten wir erkennen, daß wir zu schnell geheiratet hatten. Wir paßten nicht zueinander. Außerdem war die Wohnungsnot schuld. Wir fanden kein Zimmer in Moskau. Noch heute wohnen wir bei unseren Eltern. Ich habe beschlossen, vor meinem dreißigsten Lebensjahr nicht wieder zu heiraten.“

Solche Lebenserfahrungen junger Menschen sind in der Sowjetunion nicht außergewöhnlich. Die Jugend wird früh zum Heiraten ermuntert, und überhaupt gibt es durch die rigoros praktizierte Gleichberechtigung keinerlei Schranken zwischen den Geschlechtern, weder in der Schule noch später am Arbeitsplatz. Rußland hat seine Normen, nicht nur Arbeitsnormen, sondern allgemeinverbindliche moralische Normen, nach denen alles beurteilt wird. Es gilt als empörend, wenn sich ein junges Paar in einer Parkecke umarmt; aber man findet nichts dabei, wenn junge Männer und Mädchen in den Universitäten Tür

Fortsetzung Seite 28

**„DIE DEMOKRATIE
HAT UNS DIE
FREIHEIT DES
WORTES ER-
KÄMPFT, NICHT
ABER DAS RECHT
ZU STINKEN.“**

KARL KRAUS

**DIE
PRESSEFREIHEIT
ALS FEIGENBLATT**

Die Demokratie wird immer eine unvollkommene Sache bleiben. Die demokratische Ordnung ist nur möglich, wenn sie von ihren Bürgern bewußt angenommen, verwirklicht und beachtet wird. Das Sprachrohr und das Schwert des Bürgers in seiner ständigen Auseinandersetzung mit dem Staat ist die Presse. Sie ist zugleich sein eigenes Erziehungsmittel, da sie entscheidend zur politischen Bildung der Bürger beiträgt, so zum Beispiel, das Interesse der Gesamtheit am Staatsleben wachzuhalten, die Abgrenzung der Meinungen zu erstreben, die Übereinstimmung des eigenen Willens mit der Gesamtheit, die Politik des eben noch Erreichbaren, nicht des Wünschbaren, eben den maßvollen und recht verstandenen Kompromiß zu fördern. So vermag uns die Pressefreiheit als Gradmesser des Funktionierens einer Demokratie zu dienen. Die Aufgabe dieser Pressefreiheit steht und fällt mit dem Bewußtsein der Verantwortung, bietet sie doch genügend Spielraum auch zum Zerstören.

Im Jahre 1957 erschien, unter anderem Bezug nehmend auf das gerade angeschnittene Thema, ein Buch, das seines hochaktuellen Inhaltes wegen auch heute noch jedem nicht genug zum Lesen angeboten werden kann: „Das verlorene Gewissen (hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machttträger von heute)“ von Kurt Ziesel. Schon am Titel dieses Buches kann man erkennen, daß in ihm Themen berührt werden, die man in unserer westdeutschen Bürokratie gerne auf sich beruhen läßt. Mündet unsere Demokratie in eine Überschwemmung von moralischen Unsauberkeiten, genannt Opportunismus, Rachsucht, Heuchelei, Cliquenwirtschaft und Solidarität der unsauberen Geister...?

Heiße Worte, nicht wahr? Aber lassen wir Kurt Ziesel selbst sprechen, versuchen Sie eine Kostprobe seines Buches: „Wer sich unser Filmwesen, oder besser -unwesen, unsere Zeitungen, vor allem unsere Boulevardblätter und Illustrierten, ansieht, muß naturgemäß zu der Vorstellung kommen, Deutschland sei ein einziges erotisches

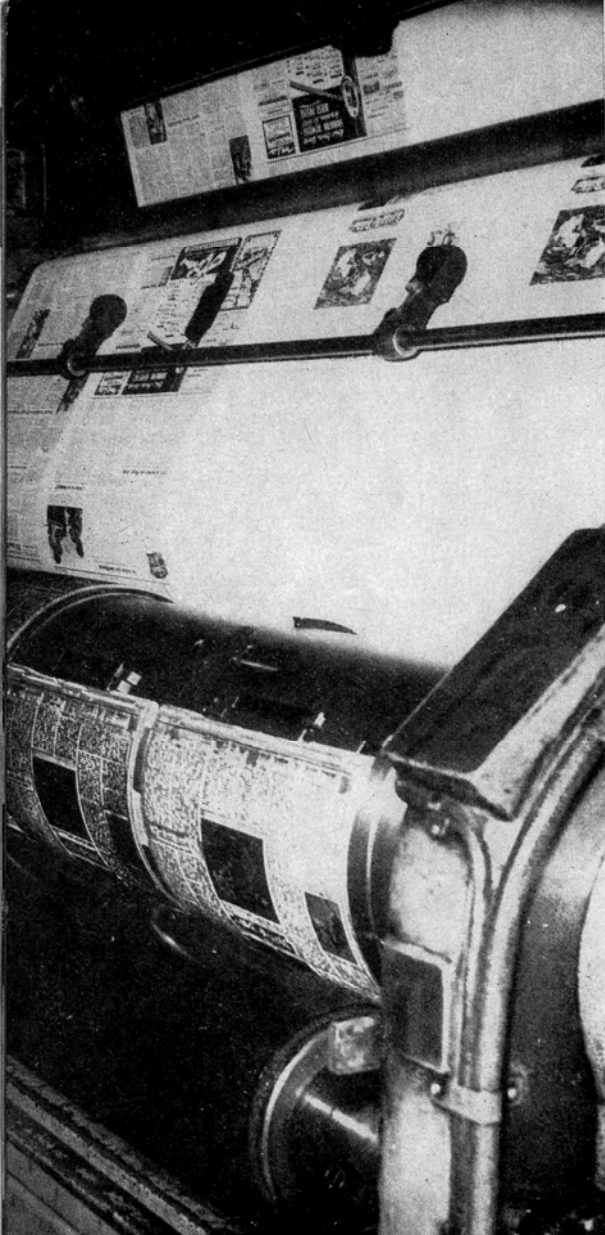
DIE PRESSEFREIHEIT ALS FEIGENBLATT

und psychopathisches Tollhaus, die Welt, in der wir uns bewegen, bestehe vorzüglich aus Bordellen, Irrenhäusern, Verbrecherbanden, verkommenen Herrscherhäusern, Hochstaplern, Homosexuellen und aus der Halbwelt des Films. Man bekommt den Eindruck, als gebe es nichts Wichtigeres in unserem Jahrhundert, als welches Filmhütchen mit welchem Weiberhelden gerade geschlafen hat, wer wen mit welcher betrog, wer die perfektesten Morde, die erfolgreichsten Einbrüche oder die skrupellosesten Fälschungen begangen hat. Aber nicht nur das! Man bekommt auch den Eindruck, als wäre es eine Schande und reaktionär, viele Kinder zu haben, ein Bauer zu sein, Idealen nachzuhängen, die Natur zu lieben, an Gott zu glauben. Die Leute, die all das in Film, Funk, Presse und Literatur Stunde für Stunde einer nach oberflächlichen Reizen hungernden Leser-, Hörer- und Zuschauerschaft servieren, fordern für ihr Tun die unbeschränkte Freiheit. Aber wie sieht es hinter den Kulissen aus? Die vorgebliche Freiheit der Presse, womit ja doch wohl die Meinungsfreiheit des Journalisten und Redakteurs gemeint ist, also desjeni-

gen, der schreibt und die Zeitungen gestaltet, existiert überhaupt nicht! Ich kenne in Deutschland keinen einzigen Publizisten, der es wagen kann, das zu schreiben, das zu verteidigen, oder das anzugreifen, was er für richtig bzw. falsch hält, wenn es nicht im großen und ganzen dem entspricht, was seinem Chef, sei es der Herausgeber oder Verleger, gefällt. Nicht die Macht der Persönlichkeit und die Freiheit des Geistes entscheiden über die öffentliche Meinung, sondern derjenige, der die Macht oder das Geld besitzt. Ich kenne zahlreiche deutsche Redakteure, die in ihren Ressorts, sei es im politischen oder kulturellen Teil, ständig Auffassungen vertreten, die ihrer persönlichen Meinung strikt widersprechen. Sie erklärten mir, wenn sie nicht mit den Wölfen heulten, würden sie eben abgeschossen. Mit Hohnlachen sind mir oft meine Fragen nach der sittlichen Verantwortung des Journalistenberufes beantwortet worden. Die großen Zeitungen behaupten unentwegt, sie seien unabhängig. In Wirklichkeit stehen sie irgend wem (nah), wie das in dem neudeutschen Zeitungsstil so schön heißt, die einen Bonn, die

anderen der gemäßigten, die anderen mehr der radikalen Linken. Wenn man nun ein paar Jahre lang die Auslassungen dieser (seriösen und unabhängigen) Zeitungen folgt, stellt man von Hamburg über das Ruhrgebiet nach Stuttgart bis nach München eine Uniformität der Argumente und Kommentare fest, als säße irgendwo in den Wolken unsichtbar ein Herr Goebbels und lenke die Meinung wie einst. Diese sogenannte Freiheit der Meinung, die hier vertreten wird, ist natürlich nichts anderes als die Meinung einer Parteilinie, der die Herausgeber oder Verleger je nach ihren finanziellen oder persönlichen Bindungen unterworfen sind. So sieht heute weitem die Wirklichkeit in der Publizistik aus, bei Leuten, die sich zudem noch als politische Moralisten aufspielen."

Steht dem Raumflug der Astronauten ein Niedergang der Moral entgegen? Wird die Öffentlichkeit in der Bundesrepublik durch einen handfesten Opportunismus ihrer eigenen Presse korrumpiert? Kurt Ziesel behauptet dies, und wer sein Buch gelesen hat, weiß, daß der Autor nicht in Behauptungen steckenbleibt, sondern sie mit



Das eben besprochene Buch findet ein hochinteressantes Echo in einem weiteren Buch Kurt Ziesels: „Die Geister scheiden sich“. Der Autor hat einen kleinen Teil jener Briefe ausgewählt und veröffentlicht, die ihn, darauf bezogen, aus allen Kreisen, seien es Politiker, Professoren, Schriftsteller, Journalisten, Pädagogen, erreichten. Aus ihnen und ferner auch aus den vielen Stellungnahmen zu seinem Buch in Zeitungen und Zeitschriften stellte er die charakteristischsten in positiver und negativer Sicht zusammen. Das neue Streitgespräch vertieft die angeschnittenen Probleme.

In seinem dritten, streitbaren Buch: „Verratene Demokratie“ stellt Kurt Ziesel die Mißstände und Unfallserscheinungen unserer Zeit im öffentlichen, politischen und kulturellen Leben der Bundesrepublik in aller Offenheit, gleichzeitig werden von ihm aber auch in zeitnaher Nüchternheit Wege und Möglichkeiten gezeigt zur Ausmerzung der an der Substanz unseres Volkes zehrenden Krankheiten.

Alle drei Bücher sind erschienen im J. F. Lehmann Verlag, München.

reichlichem Belegmaterial zu sichern vermag. Sämtliche wichtigen Punkte seiner Anklage bestehen auch heute noch in ungekürzter Form, trotz einer Unzahl von Prozessen, die gegen Kurt Ziesel geführt wurden, trotz der großen Hetzjagd, die mit dem Erscheinen des Buches auf Ziesel veranstaltet wird. Er bringt Enthüllungen, und er tut Recht damit, denn die Fassade der äußerlichen Moral muß abgetragen werden, auch wenn dabei der Staub der Sensation aufgewirbelt wird. Die Praktiken der im Trüben fischenden Dunkelmänner unserer Demokratie müssen aufgedeckt werden, denn unsere Demokratie kann eine solche Art von Nutznießern nicht gebrauchen.

Und was bleibt uns, dem „kleinen Mann“, zu tun übrig? Wenigstens die Zeitungen kritischer lesen.

R. F. Marten Ola

DAS MIT DEM MAIS

Du bist mein Bruder. Du bist mein älterer Bruder. Gut. Du sollst aufpassen auf Mutter und mich, hat Vater damals zu dir gesagt, als er starb. Gut. Die Hühner müssen was fressen, wenn sie legen sollen. Auch gut. Ich soll Mutter eine Stütze sein. Ich soll ihr keinen Kummer machen. Du bist dreizehn Jahre älter als ich. Du kennst die Welt und die Menschen besser als ich, noch dazu als Eisenbahnschaffner mit fast zwanzigjähriger ununterbrochener Dienstzeit. Ich soll auf dich hören. Gut, alles sehr schön und gut. Du hast recht, verstehst du? Ich sage, du hast vollkommen recht. Vollkommen recht hast du. In allem.

Aber ich sage dir noch was anderes: Und wenn du in allen Dingen tausendmal recht hast, das mit dem Mais ist meine Sache. Das mit dem Mais geht dich einen Dreck an. Das mit dem Mais wirst du nie begreifen. Und wenn du noch zehntausend Jahre lang den Leuten in den Zügen mit dem Kopierstift einen Strich auf die Fahrkarte machst und Füsogomien — oder wie das Zeug heißt — studierst. Nie wirst du es begreifen!

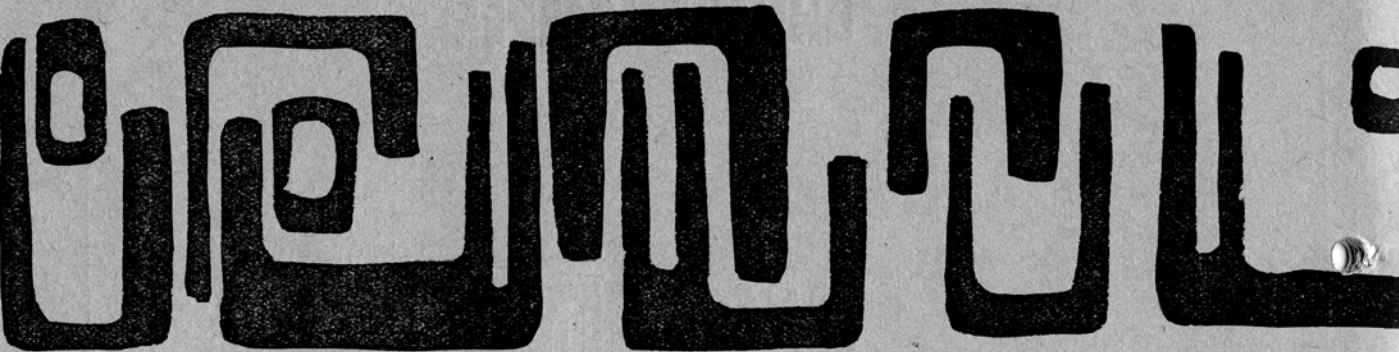
Du kannst dich ja meinerwegen pensionieren lassen und mit Mutter zusammen eine Maisplantage eröffnen. Auf deinem Balkon kannst du Mais pflanzen. Oder rechts und links von deinen verdamnten Eisenbahnschienen, überall, wo du längfährst. Was geht es mich an. Verstehst du? Was geht es mich an!

Aber mir laßt gefälligst meine Ruhe. Geht mir vom Leibe mit eurer elenden Maispflanzerei. Ich will nichts damit zu schaffen haben. Ich kann ihn eben nicht leiden. Ich kann keinen sehen. Ich hasse ihn, verstehst du?

Und Mutter weiß das. Sie weiß auch warum. Nicht genau, aber ungefähr. Und daß sie trotzdem heimlich welchen gesetzt hat, ist einfach gemein. Sie wußte genau, daß ich keinen Mais im Garten sehen will. Ich will keinen Mais, und sie weiß es. Trotzdem hat sie heimlich welchen gesetzt. Ein ganz schönes Stück sogar, und gleich vorne an. Da hab ich eben die jungen Pflanzen, als sie zum Vorschein kamen, einfach rausgerissen und auf den Misthaufen geworfen. Sie wußte ja, daß ich ihn nicht sehen kann. Und doch hat

sie Mais gesetzt. Heimlich, und was für'n Stück. Nun jammert sie dir was vor, weil ich die jungen Pflanzen rausgerissen habe. Und du predigst mir nun was von Rücksicht und Vernunft und Hühnerfutter und Saatfrevl und was weiß ich noch für'n Quatsch.

Aber es hat ja keinen Zweck, es dir zu erklären. Du kannst es doch nicht begreifen. Wie solltest du es begreifen können. Für dich ist der Mais eben Mais. Eine Nutzpflanze. Anspruchslos und wetterfest. Als Hühnerfutter hervorragend geeignet. Hauptanbauggebiet Amerika, Balkan und Rußland — und Rußland. Gedeiht aber auch bei uns. Wird nur meist viel zu eng gehalten. Viel zu eng. Nimmt sich gegenseitig die Luft weg und bleibt klein. Ziemlich klein bleibt er hier bei uns. Aber in Amerika, und auf dem Balkan, und in der Ukraine — und in der Ukraine, da setzen sie ihn schön weit auseinander. Da wird er groß und stark und dicht. Da hat der Bauer Platz genug, um mit dem Pferd durch die Reihen zu gehen. Jawohl, mit dem Pferd durch die Reihen, ohne daß eine Staude umknickt. Ich hab's selbst ge-



sehen — in der Ukraine. Und nicht nur ein Pferd hat Platz. Was anderes auch. Ein Mann zum Beispiel. Viele Männer; Männer mit Sturmgepäck und Stahlhelm und mit Handgranaten und Drahtscheren im Koppel und Maschinenpistolen unterm Arm. Männer in grauen und Männer in erdbraunen Kleidern. Die haben genauso Platz zwischen den Reihen wie der Bauer und sein Pferd.

Aber wozu erzähl ich dir das. Dir! Für dich ist ein Maisfeld ein Maisfeld. Wenn du im August aus deinem Dienstabteifenster guckst, dann sagst du entweder: Er steht gut dies Jahr, der Mais. Oder: Ist nicht doll dies Jahr mit dem Mais. Oder: Steht sehr schlecht dies Jahr, der Mais. Oder eben einfach bloß: Mais. Und wenn du frei hast und zu Hause bist und kommst mal vorbei an so einem Feld, dann sagst du einfach: Aha, Mais. Kann bald ab. Hat sehr schöne Kolben. Ia Hühnerfutter. Werd' nächstes Frühjahr auch was setzen. Werd' Mutter sagen, auch soll nächstes Frühjahr auch was

setzen. Ein Stück wenigstens. Vor allem wegen der Hühner. Und dann faßt du ein, zwei Kolben an oder läßt eins von den Blättern durch deine Hand gleiten. Und dann nickst du ein paarmal und denkst: Ja, ja, der Mais. Und dann gehst du weiter. Dann gehst du einfach weiter, als ob nichts war. Und warum auch nicht? Was geht er dich sonst noch an, der Mais? Was hast du weiter mit ihm zu schaffen? Du — du — ja du!

Aber ich! Weißt du denn, was mit mir geschieht, wenn ich Mais sehe? Kannst du dir vorstellen, was mit mir los ist, wenn ich an so ein verfluchtes Maisfeld komme? Soll ich es dir sagen? Meinst du, du könntest es begreifen? Begreifen, wie es kommt, daß jedesmal, wenn ich irgendwo auf ein paar kümmerliche Maispflanzen stoße, plötzlich ein ganzes Riesenfeld da ist? Ein einziges, riesiges Pflanzenmeer, kann ich dir sagen. Und ich selber bin auf einmal mittendrin. Die Stauden sind plötzlich ein ganzes Stück höher als mein Stahlhelm, und ich gehe zwi-

schen zwei Reihen entlang, wie in einem schmalen grünen Graben. Und es ist ukrainischer Mais, und der Spatenknauf schlägt mir bei jedem Schritt in die Kniekehle. Rechts und links von mir sind noch viele andere, aber ich kann sie nicht sehen. Ich höre nur ihre Stimmen und Metallgeklappere. Rechts vor mir fallen Schüsse, und ich presse den Kolben von diesem seltsamen, kalten, öligen Ding mit dem durchlöcherten Eisenmantel krampfhaft gegen die Hüfte. Ach wie gerne würde ich jetzt zurücklaufen zu dem verdrehten Viehwaggon, der mich vorgestern bis dicht an dieses Maismeer herangebracht hat, in dem ich 22 Tage mit 35 anderen gehaust habe und von dem ich mich so sehr fortgewünscht habe nach hierher, in diesen grünen Graben. Ach wie gerne würde ich jetzt sogar zurücklaufen bis zu diesem elenden Zuchthaus von Kaserne, vor dessen Tor ich noch vor 24 Tagen die letzte Strafwache geschoben habe und von dem ich mich so sehr fürsehnte nach hierher, in diesen grünen Graben!

DAS MIT DEM MAIS

Aber nun bin ich hier und kann nicht zurück, denn ringsum sind die anderen, und rechts von mir fallen Schüsse, und drei, vier Reihen links von mir geht der Leutnant. Ob er auch zurück möchte? Ein Glück, daß ich dieses Ding wenigstens unterm Arm habe. Es ist, als saugten die schwarzen Löcher in dem Eisenmantel gerade immer so viel von meiner kalten Angst in sich ein, als zum Geradeaus-Weitergehen nötig ist. Nicht mehr und nicht weniger.

34 Schuß, sagt der kleine kalte Abzugsbügel zu meinem rechten Zeigefinger. 34 Schuß, sagt mein Zeigefinger zu mir. 34 Schuß — sei doch ruhig — das langt — geh weiter — 34 Schuß — 34 Schuß — sei doch ruhig — nein, du mußt weiter — Mann, 34 Schuß — 34 Schuß — Mensch, das langt doch — geh weiter, Mensch — 34 Schuß — die anderen — der Leutnant — 34 Schuß — der Viehwaggon — die Kaserne — Renate — geh weiter — Mutter — Kriegsgericht — geh weiter — 34 Schuß — Mann, das langt doch — 34 . . .

Und dann steht er plötzlich vor mir. Die Stauden links gehen auseinander, und er steht vor mir. Seine Schultern sind wie ein Spind aus so einer verdammten Kasernenstube, und sein Koppelschloß sitzt ganz schief. Seine plumpen Riesenarme streckt er hoch über seinen bloßen Kopf mit den hellen, schweißverklebten Haaren hinaus, und aus dem rechten Ärmel sickert es naß und dunkelrot. Der Mund in dem dicken, geröteten Gesicht ist ein lächelnder, ängstlicher, flehender, fragender, demütiger Kindermund, und die Augen sind sehr hell, sehr groß und sehr blau. Und während der ganzen Zeit, da ich das sehe, während der ganzen hunderttausend Jahre dieses Augenblicks, da ich das sehe, lacht das Ding unter meinem Arm. Es lacht meckernd und schrill und rasend und ohne Unterbrechung. Es lacht 34mal . . .

Danach liegt dann ein erdbrauner Haufen in meinem grünen Graben. Danach sind dann ein paar Stauden zur Hälfte wegrasiert, kurz über den dicken, blätterverhüllten Kolben. Und

die Kolben sind rot. Über und über rot.

Danach lacht dann die Stimme des Leutnants neben mir: Mensch, Sie Kalk-eimer, wenn Sie für jeden ein ganzes Magazin brauchen, muß ich für Sie einen Extramunitionskasten anfordern!

Danach wechsele ich zitternd das Magazin aus, mache einen großen Schritt über den erdbraunen Haufen hinweg und laufe, vorbei an den halbierten Stauden mit den blutigen Kolben, weiter meinen grünen Graben entlang...

Dabei ist gar kein grüner Graben da, sondern nur so ein paar kümmerliche Maispflanzen in einem dieser kleinen Schrebergärten. Dabei hab ich gar keinen Stahlhelm und keine Uniform und keine Maschinenpistole, sondern nur eine alte Mütze, einen verbeulten Anzug auf Bezugschein und Vaters schäbige Aktentasche aus Wachstum. Und doch ist das alles da. Vor allem die großen blauen Augen, die rotgespritzten Kolben und der Kindermund...

Damals, die erste Zeit danach, war es am schlimmsten. Überall stand er herum und sah mich an.

Etwas später, als ich die ersten von uns so daliegen sah, verschwand er vorübergehend. Aber er kam wieder. Zuerst im Lazarett. Er begleitete mich überallhin, nach Deutschland, nach Italien, nach Holland. Auch als dann alles zu Ende war, blieb er bei mir. Bis heute.

Ich versuchte alles mögliche, um ihn loszuwerden.

Ich gab ihm einen hochgeschwungenen Gewehrkolben in die Hände. Ich



gab ihm mordgierige Augen und einen grausamen Mund. Jedem, der von mir etwas vom Krieg erzählt haben wollte, zeigte ich ihn so. Aber vergeblich.

Seine Hände blieben leer. Sein Armel blutig. Sein Gewehr blieb ungefährlich drei Schritte hinter ihm im Sande liegen. Seine Augen blieben groß und blau und bittend. Sein Mund blieb der lächelnde, flehende Kindermund. Es half nichts. Er blieb bei mir.

Ich malte mir aus, was aus ihm geworden wäre, wenn ich nicht. Transportqualen - Hunger - Blutvergiftung - Gefangenenlager - Typhus - Ausschwitz - - irgendwie, irgendwo, irgendwann hätte ihn dieses mörderische Getriebe doch zermalmen müssen. Und war es nicht deshalb eher eine Wohltat für ihn? Ohne Schmerzen - in Gedankenschnelle? Aber vergeblich.

Konnte er nicht Glück gehabt haben? Konnte er nicht auf irgendeinem stillen Bauernhof in Mecklenburg oder in Bayern Kartoffeln gehackt, Roggen gesät, Mist gekarrt, Hafer gedroschen, ein Pferd gefüttert, eine Kuh gemolken haben, bis der Krieg zu Ende war? Konnte er nicht vielleicht heute, jetzt, wieder seine dunkle, schwere Heimateerde umpflügen? Konnte er nicht vielleicht noch leben, heute, jetzt und morgen, und in seiner Heimat? Konnte er das nicht? Er blieb bei mir.

Dann versuchte ich ein Gewaltmittel. Gift gegen Gift.

Immer wenn er vor mir auftauchte, holte ich rasch die dreißig von jenem weißgrauen Wintermorgen heran. Ich ließ sie wieder herankom-

men, bis mir das Herz wie ein wilder Hammer gegen die Kehle schlug. Und dann ließ ich sie wieder diesen grotesken Tanz vollführen, während das eiserne Mordding vor mir lachte und den Gurt fraß und lachte und lachte - bis alles still war wie vorher. Wie Tage und Wochen vorher. Still und stumm und weiß und eisig und starr.

23, ließ ich den anderen wieder sagen. Den Schützen zwei. Koch hieß er. Er lispelte, und sein Gerippe modert irgendwo im großen Donbogen. 23, ließ ich ihn wieder sagen, während er in das Loch zurückkletterte. 23 - - aber vergeblich.

Die 23 taten mir nichts. Sie blieben fremde, kleine, tanzende Marionetten. Sie wollten dich ja töten! Sie hätten dich totgeschlagen! Mit dem blanken Spaten hätten sie dich totgeschlagen. Sie kommen nicht auf dein Konto. Sie kommen auf ein anderes Konto - auf wessen Konto? Egal, sie kommen jedenfalls nicht auf dein Konto.

Aber er! Er wollte dich nicht töten! Er hatte sein Gewehr fortgeworfen, es lag drei Schritte hinter ihm. Seine Augen und sein Kindermund flehten dich an um Gnade. Er gehört dir! Dir! Dir allein. Du hast ihn ermordet! Er wird bei dir bleiben. Er blieb bei mir.

Schließlich versuchte ich einen letzten Trick. Ich begann Scheußlichkeiten seiner Landsleute zu sammeln. Ich kramte mein Gedächtnis um und um. Begierig ließ ich mir von anderen jede erreichbare Untat berichten und tat alles zusammen auf einen Haufen. Das half eine Weile. Er verschwand. Der Haufen verbarg ihn.

Aber dann kam der Tag, da alles zerbrach, und plötzlich sah ich einen

zweiten Haufen daneben liegen. Er war erschreckend viel größer und stank fürchterlich. Und er gehörte meinen Landsleuten! Da kam er wieder zum Vorschein. Zwischen den beiden Haufen trat er hervor, auf mich zu, und seitdem blieb er bei mir. Bis heute.

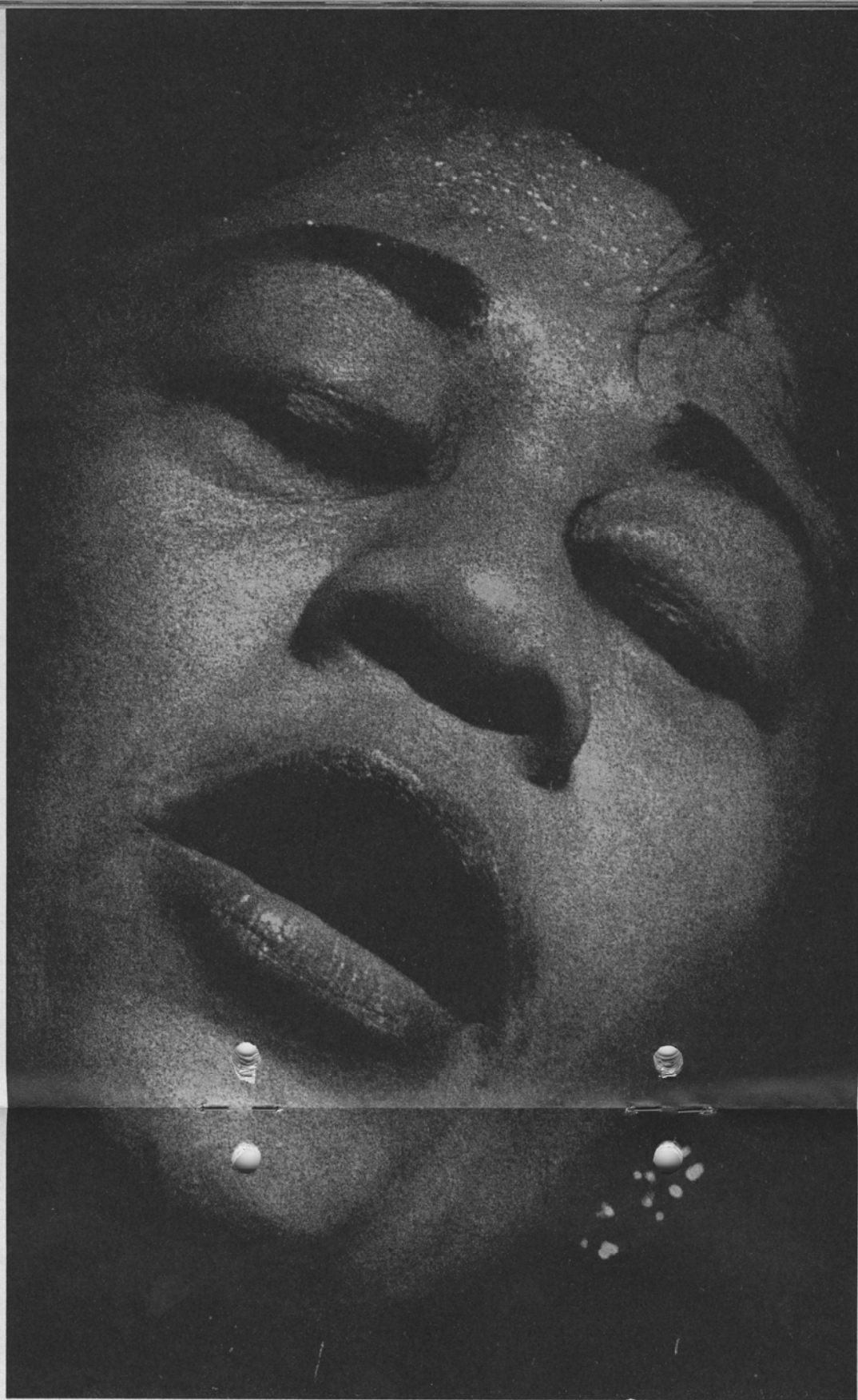
Nicht, daß er dauernd vor mir steht. Nicht, daß er hinter jeder Gardine, hinter jedem Gebüsch, in jeder dunklen Ecke steht und mich anstarrt, so wie man es in manchen Gruselgeschichten liest. Nein. So erbarmungslos ist er nicht. Er ist ausgesprochen rücksichtsvoll und bescheiden. Selten, daß er einmal unerwartet und grundlos vor mir auftaucht.

Aber etwas gibt es, das ihn sofort herbeizaubert. Eben dieser verfluchte Mais! Ein paar kümmerliche Stauden genügen, er ist sofort da. Er und all das andere: Das Riesenfeld - der grüne Graben - das Metallgeklapper - das Geschiesse rechts vor mir - das 34fache Gelächter des Todes - die lachende Leutnantsstimme - der erdbraune Haufen - die abrasierten Stauden - und die blutigen Maiskolben. All das ist zur Stelle. Wie ein zusammengeklebtes Bild. Und durch dieses Bild hindurch sieht er mich lächelnd an, mit großen, sehr blauen Augen und bettelndem Kindermund.

So. Nun weißt du es, das mit dem Mais. Ich wollte es dir längst sagen. Ich dachte nur, daß du es ja doch nicht begreifst.

Und nun kannst du mir weiter was erzählen von Hühnerfutter und Saatfrevel und Vernunft - falls du noch Lust dazu hast.

**DAS
MIT
DEM
MAIS**



Am 26. Oktober 1911 wurde Mahalia Jackson in New Orleans geboren. Schon mit fünf Jahren sang sie Spirituals in dem Kirchenchor ihres Vaters, der Hafendarbeiter und Prediger war. In dieser Atmosphäre empfing sie ihre stärksten musikalischen Eindrücke. Heute interpretiert sie modern aufgefaßte Spirituals, sogenannte Gospels.

Nachdem schon einige Millionen Platten von ihr an Neger verkauft worden waren, wurde sie bei den Weißen erst durch: „Move On Up A Little Higher“ bekannt. Auf ihren beiden Europatournees hat sie ihr Publikum mit einem so intensiv empfundenen Gesang vertraut gemacht, wie man ihn hier noch nie gehört hatte. Eine mächtige, warme Stimme füllte den Saal, welche sie zugleich aber mit einer Raffinesse und Kunst führte, die man sonst nur bei einigen Opern- und Konzertsängerinnen findet. In ihrem Vortrag geht es um religiöse Themen. Sie identifiziert sich mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit mit dem, was sie singt. Man spürt, daß sie es ehr-

**MAHALIA
JACKSON**

lich meint, daß nichts bei ihr mit den verniedlichten, europäisch frisierten Spirituals zu tun hat, die uns meistens geboten werden.

Diese Eigenschaften lassen sich aus ihrem Wesen und ihrer Haltung als Mensch erklären. Sie ist eine einfache Künstlerin, womit nichts anderes gemeint ist als die tiefe Hinwendung zu ihrem Glauben. Dieser Naivität entspringt die Spontanität ihres Gesanges. Mahalia Jackson steht als Künstlerin wie auch als Mensch im Jazz einmalig da. Sie kann nicht verglichen werden mit reinen Jazzsängerinnen wie Ella Fitzgerald, Sarah Vaughn usw. Einmalig ist sie aber auch, weil sie weniger kommerziell ist als fast alle Jazzmusiker. So hat sie es trotz bedeutender Angebote bisher abgelehnt, in Nachtclubs aufzutreten. Auf ihre Art hat Mahalia Jackson dem Jazz mehr Nutzen gebracht als Dutzende sogenannter Solistenparaden – denn sie hat durch ihre überzeugende Weise geholfen, falsche Vorstellungen abzubauen.

Klaus Plake, Ulc

Aus dem



der Ehemaligen

Am weißen Sonntag 1962 empfing der Herz-Jesu-Missionar Alfred Völler (Abi 55) in Oventropp die heilige Priesterweihe. Die Heimatprimiz feierte er am 6. Mai 1962 in der Pfarrkirche zu Lagenbeck.

Vermählt haben sich im April 1962 Gisela Rausch (Abi 58) mit Herrn Dr. phil. Helmut Iver Brackert, Heidelberg, sowie Ingeborg Rausch (OIII Ostern 55) mit Herrn Pastor Hartmut Lüders, Hamburg.

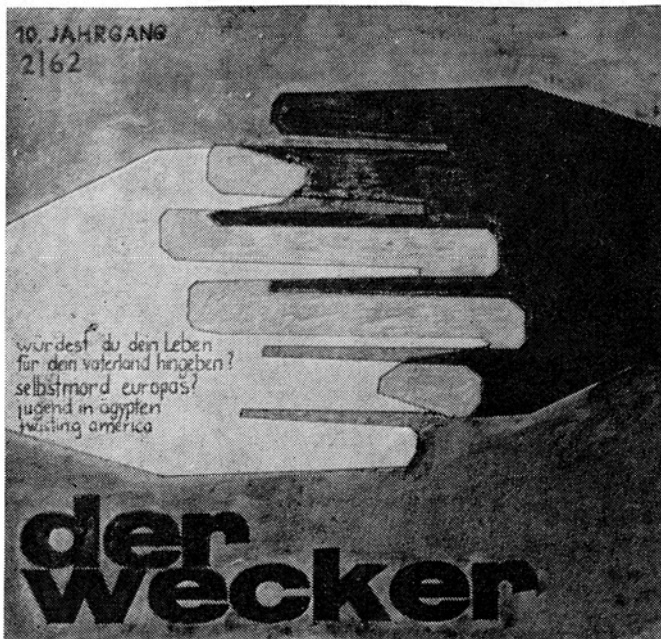
Gottfried Busse (Abi 57) bestand sein 1. Theologisches Examen in Münster.

Das Ehemaligenfest am 28. April war wohl durch den späten Termin zum Scheitern verurteilt. Herr Dr. Rausch schrieb uns: „Dieser Reifall — so muß man das ja wohl nennen — gibt zu denken. Man fragt nach den Gründen und sucht zugleich nach Möglichkeiten der Abhilfe.“ . . . Es wäre also gut, wenn von jedem Abiturjahrgang — denn praktisch handelt es sich ja doch um unsere Abiturienten — ein aktiver und zur wirklichen Mitarbeit bereiter Ehemaliger oder auch Ehemalige bestimmt würde, (der) die für ein solches Fest wirbt und wenigstens in etwa organisiert, wer kommt.“

Die Abiturientia 1952 feierte am 19. Mai nachmittags bei Wienkämpfer in Dörenthe und abends in der Stadtschänke ihr 10jähriges Abiturjubiläum. In der Einladung heißt es: „Die seinerzeitigen Anstrengungen haben sich — zumindest bei uns — verflüchtigt, die Erinnerungen sind geblieben. Zur Auffrischung alter Erlebnisse und zum Austausch neuer Erfahrungen wollen wir uns zusammenfinden.“

VOX POPULI

LESERBRIEFE



Bei jeder Neuausgabe unserer Schülerzeitung frage ich mich: Warum wird eigentlich der BAG solch großen Platz im „Wecker“ eingeräumt?

Die Zahl derer, die sich dafür interessieren, ist im Verhältnis zur ganzen Schule doch denkbar gering. Wer liest denn (außer den Naturfreunden) den BAG-Teil?

Überall stößt man auf scharfe Ablehnung, völlige Ignoranz oder gar Verachtung. „BAG — so'n Quatsch!“ Verschiedentlich wird bei jedem Empfang des „Weckers“ der BAG-Aushang „traditionsgemäß“ mit einem Ratsch zerrissen.

Es soll keineswegs etwas Abwertendes über die BAG gesagt werden. Im Gegenteil — ihre Aufgaben, Arbeiten und Ziele sind durchaus anzuerkennen. Aber in einer Schülerzeitung (in jeder anderen, die ich kenne, ist das der Fall), sollten nur Dinge gebracht werden, die jeden unmittelbar angehen und interessieren. Wo kämen

wir hin, wenn all die anderen Arbeitsgemeinschaften — und ihr Recht wäre es — ebenfalls ihren „Lokalteil“ im „Wecker“ vertreten hätten? Schließlich sind die Druckkosten für die BAG-Artikel ja auch keine Kleinigkeit. Bei größeren Ereignissen oder Anlässen wird so wie so von der BAG berichtet.

Ich glaube nicht, daß es im Sinn einer Schülerzeitung liegt, dem Leser laufend eine Kost vorzusetzen, die er doch nicht anrührt.

Heinz-Peter Seidel, O II a

Der neue Ibbenbürener „Wecker“ rasselt im neuen Gewand

In der Aufmachung — schon das Format ist für Schülerzeitungen ungewohnt — beschreitet der „Wecker“ ganz neue Wege. Schwungvolle, avantgardistische Graphik kontrastiert mit konventioneller Aufmachung und Spielereien mit Buchstaben, Strichen und Punkten. Insgesamt ein zu unruhiges Bild, dem

man eine etwas einheitlichere Farbe auflegen sollte. Das Lesen würde dann nicht in dem Maße anstrengen.

Es wäre der Redaktion zu wünschen, daß sich die Schülerschaft etwas aktiver zeigen würde. Obgleich die themabezogenen Artikel aus fremder Feder gut gewählt wurden, wirken sie in einer Schülerzeitung in der Anzahl als „Fremdkörper“, von denen man sich befreien sollte.

Tecklenburger Landbote

Etwas weniger — wäre mehr . . .

. . . Schüler schrieben für Schüler, über das Thema „Vaterland kontra Europa ihre Meinung.“

Ohne näher auf dieses Thema einzugehen, möchten wir doch den jungen Wecker-Gestaltern sagen, daß sie mit ihrem gewagten Zeitungs-Umbruch Gefahr laufen, das Interesse des aufmerksamen Lesers zu verlieren. Fortsetzung Seite 29

NEUES AUS DER SCHULE

Das neue Schuljahr begann am 25. April mit dem Unterricht in 24 Klassen mit insgesamt 721 Schülern und Schülerinnen.

*

Die beiden Obersekunden der Aufbaustufe wurden in der Landwirtschaftsschule, die Unterprima der Aufbaustufe in der Albert-Schweitzer-Schule untergebracht.

*

Außer Herrn Oberstudienrat Dr. Rausch, der Ostern als Leiter eines neusprachlichen Gymnasiums nach Meinerzhagen ging, verließ uns Herr Studienassessor Peters, der sich dem Studium der Geschichte widmen will.

*

Folgende neue Lehrkräfte arbeiten seit Ostern an unserer Schule: Frau Studienassessorin Dobbeltmann (Französisch, Englisch, Russisch), Herr Studienassessor Raffin (Französisch, Sport), Herr Schmidt-Leubner (evangelische Religion, Latein), Herr Rektor Holsträter (Mathematik, Erdkunde) und Herr Referendar Dusza (Englisch, Sport).

*

Am 4. 5. sahen die Klassen Quarta bis Oberprima (mit Ausnahme der Aufbaustufen) den Farbtonfilm über Vogelschutz „Amsel, Drossel, Fink und Star“ im Centraltheater.

*

Die Aufstockung des Nordtrakts unseres Schulgebäudes beginnt zu Anfang der Pfingstferien.

*

Herr Studienassessor Abmeier nahm vom 30. 4. bis 5. 5. an einer Germanistentagung in Bad Oeynhausens teil, die unter dem Thema „Dichtung im Dritten Reich“ gehalten wurde.

*

Die Oberstufenklassen besuchten am 9. 5. das Stadttheater in Münster zur Aufführung von Goethes „Faust“.

*

Am 10. 5. wurde unsere Schule von folgenden Herren besucht, die sich über die Weiterentwicklung unseres Gymnasiums orientieren wollten: Regierungspräsident Dr. Schneeberger, Oberkreisdirektor Rinke, Landrat Dr. Borgmann, die Oberschulräte Dr. Nolte und Dr. Schmitz, Amtsdirektor Siebenkotten und Amtsbürgermeister Eickelmann.

PROLETARIER ALLER KLASSEN...

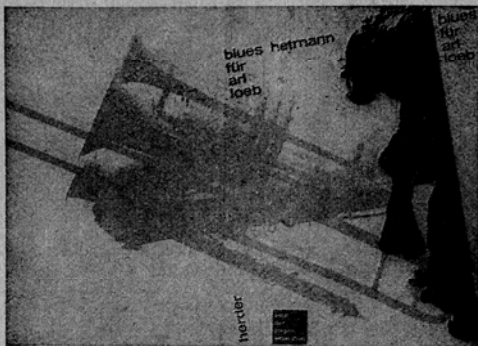
Vereinigt Euch im Kampf gegen den fortschreitenden Snobismus an unserer Schule! Oder wie anders soll man es nennen, wenn eine Oberprima unserer Schule meint, sie müsse sich von einem Quartaner die Stühle aufstellen, die Fenster öffnen und die Tafel putzen lassen? Nächstens muß er ihnen auch noch die Butterbrote vorkauen und für sie zur Toilette gehen, was? Auf daß die Herren Oberprimaner auch ja nicht in ihrer ach so hochgeistigen Gedankenwelt durch so profane Dinge wie Tafelputzen gestört werden! Oder haben sie etwa in den Pausen soviel anderes zu tun?

Übrigens, die kleinen dienstbaren Geister können einem nur leid tun. 2,50 DM im Monat für eine solche Arbeit, das ist entschieden zuwenig, das ist Ausbeutung. Deshalb liebe Unterstufler, schlagen wir euch die Gründung einer Gewerkschaft vor, IGdT, Ibbenbürener Gewerkschaftsbund der Tafelputzer. Proletarier der unteren Klassen, vereinigt euch im Kampf gegen die Ausbeutung durch die herrschenden Klassen (sprich Oberprima)!

G. H.

In Berlin wurden vom 21. bis 26. April anlässlich des internationalen Kongresses für Kunsterziehung der FEA mehrere tausend Schülerarbeiten aus vielen Ländern der Welt ausgestellt. Die Jury nahm etwa 120 Arbeiten aus Nordrhein-Westfalen, davon 16 von unserer Schule an, 3 Zeichnungen von Elisabeth Barnert, Ingrid Bunnenberg IVa 61/62, Birgit Johanto-Settel U IIIc 61/62, 3 Malereien von Beate Menke, Inge Möllenkamp, Irene Wisse U IIIa 61/62, 4 Arbeiten aus der O II AZ 61/62, Eberhard Beccard, Hans-Bodo Beer, Bernhild Gude, Karlo Rohlmann, und 6 Lithographien aus der Arbeitsgemeinschaft Kunst von Brigitte Eberhard, Regine Handke, Angelika Mikoleiczik, Hannelore Müller, Rüdiger Reichel und Anita Schnetgöke.

bücher



blues für ari loeb

Es ist keine alltägliche Geschichte, die Ari Loeb erlebt. Und doch ist sie typisch und zutreffend für all jene jungen Menschen, die in den Jahren nach dem letzten Krieg durch Europa irrten. Die übriggebliebenen waren, als die Kanonen schwiegen. Und die nun eine neue Welt zu bauen hatten, weil die alte mit den bisher gültigen Idealen verfallen war.

Ari Loeb ist Jude. Als Kind kann er eben noch in die Schweiz entkommen, bevor die Nazis ihn ergreifen. In einer Heimschule findet er Aufnahme. Doch kaum ist der Krieg zu Ende, da macht er sich auf den Weg in das zerbrochene Deutschland, um seine Eltern zu suchen, die seit seiner Flucht verschollen sind. In den Trümmerstädten Europas zieht er umher, und er begegnet der Not und dem Elend der Menschen, wie wir es uns heute kaum mehr vorstellen können. Ari Loeb hilft, wo er gebraucht wird. Als er seine Eltern schließlich in Israel findet, hat ihn ein anderer Gedanke gepackt, ein wichtiger Ge-

danke, der wichtigste: er will denen helfen, deren Not am größten ist. Er will dort einspringen, wohin die öffentliche Wohlfahrt nicht mehr reicht. Gleichzeitig konfrontiert er seine Mitmenschen und seine Bekannten mit dieser Not und bringt sie dazu, sich Gedanken zu machen über den Sinn ihres Lebens. All das erzählt Frederik Hetmann, heute 27 Jahre alt, in einer klaren, lebendigen Sprache. Das Buch ist eine ehrliche Auseinandersetzung mit den Problemen der „jungen Generation“, mit unseren Problemen.

frederik hetmann: „blues für ari loeb“. In der Reihe „bücher der jungen generation“. Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau.

Tagebuch aus Pommern 1945/46

Verhaftungen, Verschleppungen der Männer, Drangsalierungen der Frauen und Mädchen, Verlust von Hab und Gut, Plünderungen bei Tag und Nacht und verheerende Epidemien mußte die deutsche Bevölkerung in Ostdeutschland unter der Besetzung der deutschen Gebiete durch die Russen und Polen erleiden. Ohne Schutz waren die Deutschen in diesen Gebieten der Willkür der Besatzungstruppen ausgesetzt und schließlich wurden sie in Viehwaggons aus ihrer Heimat jenseits der Oder/Neiße deportiert. Das „Tagebuch aus Pommern“ von Käthe von Neumann ist ein erschütternder Bericht von dem Schicksal der ostdeutschen Bevölkerung nach dem zweiten Weltkrieg.

„Tagebuch aus Pommern“, 180 Seiten, dtv, 2,50 DM.

Paul Sackardt: Spiegel entzaubert

Mit erstaunlich objektiver Offenheit wird hier das heiße Eisen „Spiegel“ angefaßt, werden die Ideale, Methoden und Zielsetzung der Männer um Rudolf Augstein aufgedeckt. Ohne die geringsten Vorurteile und ohne in große Haß-Tiraden auszubrechen, gibt uns Sackardt ein klares, sachliches und nüchternes Urteil über dieses Wochenmagazin; ein Buch für jeden, der seiner Umwelt noch kritisch gegenüber steht, der noch von dem Wunsch nach Wissen über die Umwelteinflüsse getragen ist.

Das Buch „Spiegel entzaubert“ ist im Verlag Driewer, Essen, zum Preise von 3,20 DM erschienen.

„Der Sowjetmensch“

Klaus Mehnert, 1906 in Moskau als Sohn deutscher Eltern geboren, versucht in diesem Buch eine Charakterisierung der Russen. Auf 13 Reisen während eines Zeitraumes von 30 Jahren erforscht und beschreibt er die Lebensbedingungen der Russen in dem totalitären Sowjetstaat. Er schildert die Funktionen, Sorgen und Nöte des Arbeiters, Bauern und der Angehörigen der „Intelligenzia“ (des Managers, Offiziers oder Wissenschaftlers). Das Buch bietet einem einen guten Einblick in die russische Mentalität.

Klaus Mehnert: „Der Sowjetmensch“, 380 Seiten, Fischer-Bücherei Nr. 388, 3,60 DM.



playback für eine untersekunda

Leute, kauft Zeit, sammelt Bestecke, Konservenflaschen, Weinbüchsen, tragt es in den Kellern zusammen.

Für morgen!

Kauft Zwiebäcke ein, stapelt Frischfleisch in Dosen, wer weiß, was kommt? Schließlich könnte es doch sein!

Legt euch Vorräte an, wer weiß. Für den Ernstfall muß man rüsten. Nicht heute, aber morgen.

Bombennächte, Leute, vergaßen eure Eltern bereits. Nicht auszudenken, würde auch euch das Vergessen annagen. Schlimm, schlimm wäre das! Wegen der Vorräte.

Leute, die Zeit wird knapp. In drei Jahren dürft ihr euch zusammehocken und darüber beraten, jetzt aber handelt.

Lateinamerika und so! Nein, nicht die Azteken! Vergessen.

Laßt die Toten ruhen, dem Leben gilt unser Wort, deshalb denkt an Vorräte, Leute.

Jeder hat die Chance, dies alles zu überleben, wenn a) die Vorräte, b) die Bunker und c) die Geigerzähler ordentlich in Funktion treten.

Nichts war gegen dieses Schlamassel der letzte Krieg. Schlagt auf Seite 768.

Für morgen, meine Herren, rekapitulieren Sie bitte den Passus, den wir gestern durchgenommen haben. Inhalt genug für eine Klausur! Wer war Roosevelt? Wer Hitler?

Nicht in einer Reihe? Verzeihung, macht nichts; das Vergessen breitet sich wie eine Windwolke aus. Sie dürfen Vergessen auch groß schreiben, meine Herren.

Vergessen dürfen Sie, nur nicht Schiller, Logarithmen, Zellenstrukturen und sonstiges.

Leute, denkt an das Morgen! Die Aussichten sind gar nicht so schlecht. Aussichtslos? Nein, nein, wo denken Sie hin! Denkt ihr hin?

Sie gehen von falschen Voraussetzungen aus.

So, Müller, vergessen haben Sie? Weshalb kommen Sie eigentlich noch zur Schule? So etwas wie Sie gehört in eine Konservenfabrik, Abteilung Aufschriften. Da können Sie wenigstens Ihre Fremdsprachkenntnisse verwerten.

Apropos Konservenfabriken, meine Herren, der erste und zweite Krieg ging verloren, weil es an den Vorräten mangelte. Denken Sie daran. Animieren auch Sie andere Leute, vor allem Ihre Eltern, Vorräte einzukaufen. Die Unwissenheit der Bevölkerung scheint groß zu sein.

Meine Herren, Sie sind die Zukunft, daran denken Sie bitte auch, scheffeln Sie Vorräte aller Art. Immer waren Eliten aszetische Minoritäten.

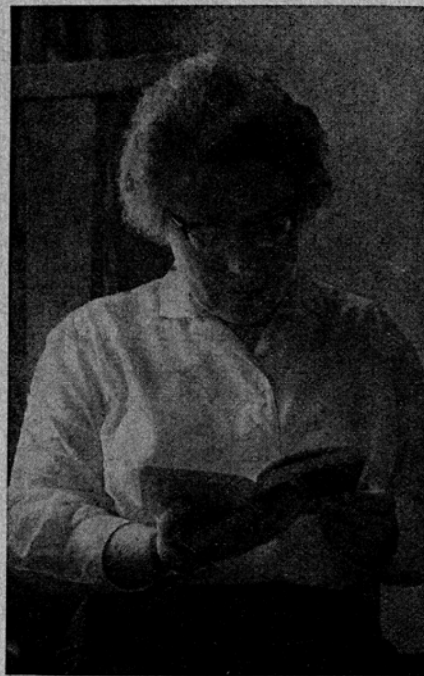
Es hat geschellt, meine Herren. Denken Sie an Seite 768.

Guten Morgen.

Werner Filmer

... Es ist nicht ganz einfach, sich einem Leserkreis vorzustellen, den man noch nicht kennt. Vielleicht interessiert in meinem Fall aber weniger die neue Lehrerin am Amtsgymnasium als das neue Fach, das sie vertritt.

Mit Beginn des Schuljahres wird erstmalig eine Arbeitsgemeinschaft für Russisch an unserer Schule eingerichtet. Damit gibt ein Neusprachliches Gymnasium seinen Schülern die Gelegenheit, neben den traditionellen Schulsprachen Englisch und Französisch auch eine slavische Sprache zu erlernen. Nicht nur der reichen und bedeutenden russischen Literatur wegen, sondern auch hinsichtlich der Verbreitung ist Russisch gewiß die wichtigste slavische Sprache. Unter den künftigen Abiturienten wird mancher mit russischen Sprachkenntnissen einen besseren Start in Studium und Beruf haben, besonders, wenn er in der Wirtschaft, im diplomatischen Dienst oder als Naturwissenschaftler vorankommen möchte. Auch ich wollte ursprünglich Dolmetscherin werden und hörte an der Universität in Berlin, wo ich 1942 das Studium begann, außer Sprach- und Landeskunde der Sowjetunion auch Außenwirtschaft und Völkerrecht. Nach zwei Semestern ließ ich mich zur Philosophischen Fakultät umschreiben und widmete mich vorwiegend dem Russischen und der Slavistik, weil mir



portrait

diese Sprache trotz anfänglicher Schwierigkeiten große Freude machte; ich hatte mir vorgenommen, dieses Fach später an der Höheren Schule zu unterrichten, weil es so interessant und so schön ist, — ein Entschluß, der mitten im Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion zunächst etwas unzeitgemäß wirken mochte. Dabei hat doch gerade der zweite Weltkrieg gezeigt, wie wesentlich eine Verständigung mit den slavischen Völkern wäre. Freilich sind Englisch und Französisch leichter und bequemer zu erlernen, aber Russisch erschließt dafür die slavische Geisteswelt, deren Bedeutung für Europa noch viel zu wenig erkannt ist, weil mangels sprachlicher Verständigung auch das Verständnis fehlt.

Wenn Russisch heute genau so aktuell ist wie vor zwanzig Jahren, als ich das Studium begann, wenn es nach wie vor zu wenig Fachkräfte mit russischen Sprachkenntnissen gibt, ist es dennoch nicht Aufgabe der Höheren Schule, diesem Mangel abzuhefen und Russisch zu unterrichten, nur weil es Staatssprache der Sowjetunion ist. Aber eine Einführung in eine slavische Sprache zu geben und damit den Zugang zu Kultur und Geschichte Osteuropas, das ist eine Aufgabe, deren sich die Oberschule mit vollem Recht annehmen wird.

K. M. Dobbmann

DAS GESCHÄFT MIT DEN SCHNUL- ZEN

Ist nun das Ohr des Schlagerkonsumenten genügend oft mit einem Schlager berieselt worden, dann wird die Platte auch gekauft - das Geschäft hat sich gelohnt.

Wer ist nun alles am Tantiemesehen beteiligt?

Es gehen (bei einer 4-DM-Platte:

a) 1,20 DM an den Einzelhändler. Dafür trägt er das Verkaufsrisiko.

b) 56 Pfennig behalten die Großhändler. Am Jahresende bekommen diese übrigens von den Plattenfirmen, bei großem Umsatz!, pro Platte einen Bonus von 8 Pfennig.

c) 1,69 DM werden für Produktion, Aufnahme, Werbung, Vertrieb usw. benötigt.

d) 15 Pfennig erhält der Sänger und

e) 32 Pfennig werden auf Komponisten, Texter und Verlag verteilt. Autor und Komponist bekommen pro Plattenseite vier Pfennig, der Verlag 8 Pfennig. Ein kleiner Prozentsatz entfällt auf die Gesellschaft für Urheberrechte, die Gema.

Es scheint, daß dies kleine Beträge sind. Multiplizieren wir aber einmal diese „Pfennige“, dann werden daraus ganz plötzlich Millionenbeträge.

Es ließe sich noch viel über die Geschäfte und oft nicht sauberen Praktiken in der Schlagerbranche aufzählen.

Trotz allem, sie sind nun einmal da, die vielen Schnulzen und Schnülzchen, die Hits, die wir täglich zu Ohren bekommen, von denen wir ständig berieselt werden. Wohl kaum einer kann sich völlig davon ausschließen.

Ich bin der gleichen Meinung wie der „berüchtigte“ Schnulzenpfarrer Hegele aus München, der sagt, daß wir die Schlager brauchen. Sie geben uns Zerstreuung und Entspannung in unserer schnelllebigen Zeit, das heißt, sie können es sein. Die Schlager sind ein Kind unserer Zeit; wir können sie nicht ignorieren.

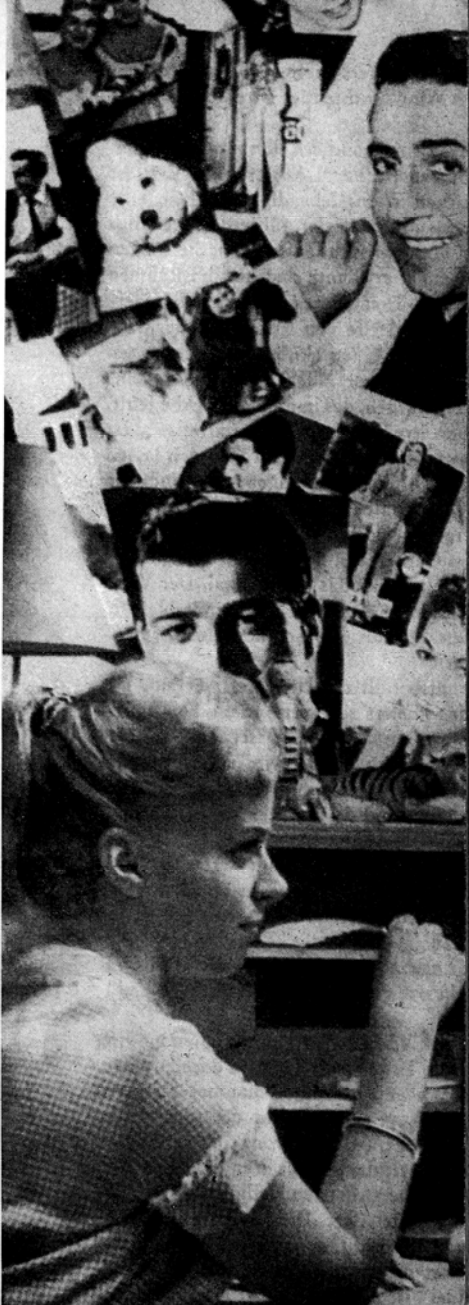
Gewiß, mancher mag sagen: eine billige Zerstreuung! Das stimmt zweifelsohne, doch hat der nicht selbst schon einmal einen Schlager vor sich hingepiffen oder - gesummt; hat er noch nicht nach Schlagermusik getanzt? Ich behaupte, daß es auch gute Schlager gibt, ich meine sogar, daß man an einem Schlager wirkliche Freude haben kann. Eine rühmliche Ausnahme - in der Tat!

Trotz allem dürfen wir nicht die große Gefahr des Schlagers außer acht lassen.

Wir müssen uns über eines im klaren sein: der Schlager ist etwas Unechtes, von raffinierten Geschäftsleuten auf das Maß der Volksseele zugeschnittenes; Gefühle, Empfindungen, Träume, Illusionen, die ein völlig falsches, versüßlichtes Weltbild vermitteln, die, auf eine Plastikscheibe gepreßt, serienweise am Fließband hergestellt, und im Musikgeschäft oder Warenhaus gegen Geld eingetauscht werden können. Wie viele Menschen geben gerne ihr Geld dafür her? Siegfried Schmidt-Joos, Jazzreporter von Radio Bremen, hat nicht unrecht, wenn er sagt: „Der deutsche Schlagerkonsument ißt nicht mehr, was ihm schmeckt, sondern es schmeckt ihm, was er vorge-setzt bekommt!“

Und darin liegt die Gefährlichkeit. Es geht um die Verarmung der Gefühlswelt und der Seele, um das verantwortungslose Millionengeschäft mit Millionen von Ahnungslosen, Unmündigen, Gutgläubigen. Sicher, eine große Schuld liegt bei denen, die Gutgläubigkeit zur Gewinnung harter DM benutzen, aber sollten WIR nicht vorsichtig sein?

Ein bißchen Überlegung, ein wenig Abstand und nicht bedingungsloses Ja-Sagen und Bezahlen für die „guten Absichten“ im Schlagergeschäft - das könnte uns helfen. Ein Schlager kommt und geht, der Schaden kommt und bleibt - darin liegt der Unterschied!



an Tür zusammenwohnen. Andererseits entbehrt das Leben in der Sowjetunion all jener erotischen Stimulanz, wie sie junge Leute im Westen an den Zeitungskiosken und im Kino finden. Boogi-Woogi und Rock'n Roll werden als unzüchtige Tänze angesehen; ein Übermaß an Make-up ist verpönt. Und was die individuellen Wünsche der jungen Menschen angeht, so haben sie nur dann Aussicht auf Erfüllung, wenn sie den Absichten des Staates entsprechen. Ein junger Sowjetbürger, der das Segelfliegen liebt, wird jederzeit dazu die Möglichkeit haben, denn Segelfliegen gehört zur vormilitärischen Ausbildung. Aber wenn jemand sich gern modisch kleidet oder empfindsame Gedichte schreibt, hält man ihn für einen Feind der kommunistischen Gesellschaft. Gut ist, was dem Volke nützt: diesen Satz hat die allgegenwärtige Propaganda den Sowjetmenschen eingehämmert. Sie sagt den jungen Leuten, was zu tun ist,

und im allgemeinen richtet man sich danach.

So kommt es, daß dem Fremden das Leben in der Sowjetunion farblos und freudlos erscheint. Selten hat man das Gefühl, daß etwas nur um der Freude willen geschieht. Es muß einen Zweck haben, muß kolossal sein, um der Masse zu gefallen. Dazu läuft alles nach einem Plan ab. Was nicht geplant ist, geschieht nicht. Geplant ist auch der Lebensweg der meisten Russen. Der Staat setzt je nach Bedarf die Zahl der Studienplätze in den einzelnen Fakultäten fest, er bestimmt, wo und was man studieren kann. Er zeigt sich nicht kleinlich bei der Ausbildung seiner Jugend. Aber er hat kein Verständnis dafür, wenn diese Jugend versucht, eigene Lebensformen zu finden und persönliche Wünsche geltend zu machen.

Die meisten jungen Russen protestieren nicht gegen die Reglementierung

ihres Lebens. Sie meinen, es sei unbotmäßig, gegen den Staat aufzubegehren, der ihnen Bildung und finanzielle Hilfe zuteil werden läßt. Sie haben nie gute Zeiten gekannt und glauben fest daran, daß in Zukunft alles besser werden wird. Fortschrittsgläubigkeit und das Erleben der technischen Perfektion haben in dieser Jugend einen optimistischen Grundzug ausgeprägt. Sie wissen, daß harte Arbeit ihnen Ansehen verschafft, und sie leben nach der Devise: „Wer mehr leistet, kann sich mehr leisten.“ Und da das Streben nach einem höheren Lebensstandard in der Sowjetunion mit einem großen Bildungshunger einhergeht, ist anzunehmen, daß sich mit besserem Wissen auch das kritische Denkvermögen entwickelt, daß sich der Blick für die eigenen Unzulänglichkeiten schärft. Die Frage bleibt, ob sich die für ihre Geld bekannnten Russen damit abfinden werden, auf immer ein unfreies Volk zu sein.

Schöne Geschenke von bleibendem Wert

in Silber, Messing, Holz, Steinzeug, Glas, Kristall und Porzellan, finden Sie immer gut und preiswert im

K A U F H A U S

Overmeyer

I B B E N B U R E N

L E N G E R I C H

Denk an Deine
Zukunft
und spare bei uns
Ibbenbürener
Volksbank

Anton Meyer
Fahrlehrer für Krafffahrzeuge
aller Klassen

Ibbenbüren und Hörstel
Fernruf: Ibbenbüren 2473

Frohe Stunden
festhalten mit
Kamera und Blitz
von

FOTO-PELKEN

Nach wie vor das führende Labor

VOX POPULI

FORTSETZUNG

Da wird schwarz auf rot gedruckt, daß die Augen schmerzen. Nicht, daß wir etwa gegen eine moderne Gestaltung sind, aber in dieser Schülerzeitung sind zum Teil die Beiträge derartig unmotiviert durcheinandergewürfelt worden, daß etwas weniger mehr wäre.

Das richtet sich nicht gegen den Inhalt, sondern gegen die Art und Weise des teilweise zu unruhig verarbeiteten Materials. Ein bißchen mehr Übersicht und Linie könnten dem nächsten „Wecker“ sicherlich nicht schaden.

Wenn außerdem die Nachrichten und Kommentare aus dem eigenen Schulleben und dem Kreis der Ehemaligen reichhaltiger würden, sollte es uns freuen.

Dennoch lohnt es sich, auch diese Nummer des „Weckers“ zu studieren. In allen Buchhandlungen unserer Stadt ist er für fünf Groschen zu haben.

Ibbenbürener Volkszeitung

Der Leser des Ibbenbürener „Wecker“ wird bemerkt haben, daß dem erfreulich aktuellen Themenkreis seit geraumer Zeit jeweils - so scheint es - eine Prise „shocking“ injiziert wird; ein Attribut, das zweifellos zu einem neuen und in mancher Hinsicht positiven Charakteristikum der Zeitung geworden ist - nicht nur vom Inhaltlichen her gesehen. Auch bei der Gestaltung des optischen Bildes hat es wesentlich neue und effektvolle Impulse gegeben.

Positiv registriert die Kritik die Bemühungen der Redaktion, gewisse historische oder gegenwartsbezogene Probleme in den Themenkreis der Zeitung einzubeziehen, um damit den Leser zu einer Diskussion anzuregen. Interessante Ergebnisse und aufschlußreiche Aspekte hat die neue Ausgabe gebracht. Die Art und Weise, wie die Redaktion diesen Weg beschritten hat, ist offensichtlich ansprechend. Zweifellos ein Plus für die Zeitung, bei deren Planung man sich aber davor hüten sollte, schulinterne Ereignisse zu vernachlässigen oder in den Hintergrund zu verdrängen.

Tecklenburgezer Landbote
April 1962

Kennst Du schon das
abwaschbare
Schulheft?

Es ist sehr praktisch.

Sieh es Dir mal an
in Deiner

Buchhandlung
Wilh. Driemeier

Ibbenbüren · Bahnhofstr. · Fernruf 2282

Stets gut beraten
und bedient

 in Ihrer
DROGERIE
Karl Kleine-Nordhaus
Lengerich (Westf.), Bahnhofstraße 8
Fernruf 2280

Rasch und sicher befreit
von Schmerzen

ALBIMAD mit Vitamin C
zur Steigerung der Abwehrkraft

In allen Apotheken erhältlich.
Verlangen Sie ausdrücklich **ALBIMAD**

Bei Bezugsschwierigkeiten
wenden Sie sich mit unfrankierter Postkarte bitte an:

ALBIPHARM, Lengerich/Westf.

Blumentöpfe und Pflanzenschalen
in allen Größen

SAMENHANDLUNG

Rudolf Tebbe

Ibbenbüren, Große Straße 34

Ich möchte den „Wecker“ als durchaus gelungen bezeichnen. Er spricht sowohl durch seine äußere Aufmachung als auch und insbesondere durch seinen Inhalt an, ich beglückwünsche euch dazu - nicht zuletzt zu dem Mut, an dem es heute leider so vielen Schülerzeitungsredakteuren gebricht, in der thematischen Behandlung gewichtiger Probleme keine Tabus zu kennen.

Heiner Bremer, Hamburg

Der Bericht von Gudrun Horst-kotte im letzten „Wecker“ über die Kundgebung mit dem Herrn Bundespräsidenten in der Halle Münsterland hat mir nicht in allen Teilen gefallen. Da ein offenes Wort

der Kritik von Euch gewünscht wird, erlaube ich mir, Euch zu einigen Punkten meine Meinung zu sagen. Ich lasse es dahingestellt, wie weit es sich bei Gudruns Artikel um eine mehr oder weniger objektive Reportage oder um die eigene Meinung handelt; offenbar ist beides nicht scharf voneinander zu trennen. Daß ich Eure Skepsis gegenüber traditionellen Formen und Institutionen der Vergangenheit auch im politischen Bereich verstehe, wissen viele von Euch bis zu einem Grade aus meinem Unterricht. Jedoch hat diese Skepsis, die sich in dem Artikel bis zur Ablehnung steigert, ihre Grenzen am Amt und an der damit gegebenen Würde dieses Amtes, auf die auch eine moderne Demokratie im Massenzeitalter nicht verzichten kann.



Fachgeschäft
für Augenoptik

Ibbenbüren, Oberer Markt 4, im Hause Elfers

Knappschafts- und Krankenkassenlieferant

Es geht nicht an, vom Bundespräsidenten etwas verächtlich als einem „kleinen Mann“ zu schreiben, der „fast schüchtern zur Erde blickt“. Es besteht die Gefahr, daß er durch solche Äußerungen in den Augen der jüngeren, noch kritiklosen Leser herabgesetzt wird. So klein ist er außerdem gar nicht. Noch weniger tragbar ist die Behauptung, daß er sich seine Reden ausarbeiten ließe. Zugegeben, daß sie nicht das Format seines Vorgängers haben, aber soviel Geist sollte man einem Mann, der seit Jahrzehnten an maßgeblicher Stelle im öffentlichen Leben steht, selbst wenn er kein Professor ist, zutrauen, daß er eine Rede vor jungen Menschen selbst verfaßt. Wie sehr Bundespräsident Lübke an Achtung in der deutschen Presse

und darüber hinaus in der Weltöffentlichkeit gerade durch die Bescheidenheit seines Auftretens gewonnen hat, dürfte bekannt sein. Besonders seine häufigen Besuche in Berlin haben sein Ansehen gesteigert, so daß sich ein junger Mitarbeiter einer Schülerzeitschrift überlegen sollte, ob er in diesem Fall in seinen Äußerungen über den Träger des höchsten Amtes in der Bundesrepublik nicht zu weit gegangen ist.

Davon abgesehen kann ich nur sagen, daß die letzte Nummer nicht nur mir, sondern auch vielen anderen Lesern, Eltern und Ehemaligen, gut gefallen hat.

Der nächsten Ausgabe wünsche ich einen ähnlichen Erfolg.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Rausch

Wo gibt's das beste Eis ... ?

natürlich in der *Eisdiele*

Rino Casal

Lengerich · Rathausplatz

BUCH-NEUERSCHEINUNGEN
KUNST- U. BÜCHERSTUBE

LYDIA NELDE
IBBENBÜREN

Kaweco schenken, denn:
...mit Kaweco schreibt sich's gut!
Bestätigen begeisterte Freunde seit Jahrzehnten

Kaweco gibt es nur bei

Th. Rieping

Schulbuch- u. Schreibwarenhandlung
Ibbenbüren, Große Straße 23, Ruf 2186

Ein gemütliches Heim
durch **TEPPICH, LAUFER, BRÜCKEN**
und **BETTUMRANDUNGEN**
aus dem bekannten Teppichhaus

FRANZ WESSELMANN & CO.

Ibbenbüren, Kanalstraße 10

Conrad

Conrad, spricht Mama jetzt weise,
wir nehmen für die Urlaubsreise
nach Mallorca und Madrid
von Conrad viele Filme mit,
schwarz-weiß und farbig selbst-
verständlich,
und ne zweite Kamera endlich
von Conrad, unserm Filmberater,
dicht neben dem Central-Theater.

Achtung Schüler

Ausschneiden und lernen

das schönste hobby unserer zeit erleben sie
zwischen geschmackvollen musterringmöbeln:

behaglich wohnen

den alleinverkauf für musterringmöbel im kreis tecklenburg bietet
ihnen

Möbelhaus Hachmann



trinkt

Grosse BEZIRKSGROSSHANDLUNG
G. Schallenberg & Co
LENGERICH I. W. RUF 2240

Schaco
Kaffee

Jugendherbergs-Verzeichnis

Camping-Führer

Wanderkarten, Reiseführer,

Straßen- und Länderkarten

finden Sie in der



Buchhandlung

Josef Althaus

Große Straße 4

Führung von Sparkonten

Sachkundige Beratung

in allen Geldangelegenheiten

Gewährung von

Persönlichen Klein-Krediten (PKK)

DEUTSCHE BANK

AKTIENGESELLSCHAFT



Filiale Lengerich

Bahnhofstr. 12 - Tel. 2445

SALON DER DAME

Käte Wochnik

Inh. Käte Blom

LENGERICH

Kirchplatz 1 · Telefon 635

Führend in modischer Haarpflege, Parfümerie und Kosmetik

Hotel „Zum Deutschen Haus“

Lengerich i. W. · Münsterstraße 49

Telefon 2211

Saal (für Klassenfeste geeignet)

Gesellschaftsräume - Fremdenzimmer

DER KLEINE WECKER

DER KLEINE WECKER

Tarzan

Liebe Schüler!

Daß ich in dieser Zeitung zu Euch spreche, hättet Ihr wohl nicht gedacht. Oder kennt mich einer noch nicht? Mich, der ich unter Affen aufgewachsen bin, der ich gelernt habe, mich in kühnem Schwunge von Liane zu Liane zu werfen, mich, der ich dank meiner Muskelpakete allen meinen Gegnern den Garaus mache, seien es Tiger, Schlangen oder Menschen. Nun, einige von Euch werden über meine Helden-Abenteuer im feuchtheißen Urwald gut Bescheid wissen, denn meine Erlebnisse reißen nicht ab, noch viel weniger erlahmt der Fleiß meiner Bericht-erstatte. Sie gefallen Euch doch, die farbigen, gar nicht teuren Hefte und die kleinen, niedlichen, die über meinen Sohn Akim erzählen? Wollt Ihr etwa so dumm sein und Bücher kaufen, die Euch außerhalb Eurer - ich weiß ja: so verhaßten - Schulzeit auch noch belehren wollen? Ist eines von ihnen etwa so vollgepackt von den gefährlichsten Abenteuern, von der lebendigsten Belehrung, wie man's im Leben anzufangen hat, wie die Heftserien, die von meinem erregenden Leben erzählen?

So, ich hoffe, das genügt . . .

Denkt an mich! Legt die dummen Bücher beiseite, kauft Euch eins oder zwei der neuen farbigen Hefte . . . und ihr werdet in die Dschungel

spricht:

entrückt und mit mir die spannendsten Abenteuer erleben..."

Wenn dieser bekannte Held aus einer vielgelesenen Heftreihe wirklich in dieser Weise großsprecherisch vor Euch aufgetreten wäre, was hättet Ihr ihm geantwortet. Hättet Ihr, vom Anblick dieses Supermannes hingerissen, freudig geschrien: „Jawohl, Tarzan, Du hast recht. Wir wollen genau solche Männer sein, wie Du es bist!“

Ich glaube, darüber seid Ihr hinaus. Zwar hat wohl jeder von Euch einmal solche „Schundliteratur“ (wie die Erwachsenen dazu sagen) gelesen, nein: verschlungen, aber hat ihm nicht schließlich ein übler Geschmack auf der Zunge gelegen?

Woher kam das eigentlich?

Es kam daher, daß in diesen Heften immer wieder dasselbe billige Schema verwendet wird:

Der Held - leuchtende Augen, eckiges Kinn, athletische Figur - ist „gut“. Seine Gegenspieler - häßlich, schmierig wirkend, hinterhältig - sind schlecht.

Der Supermann, der das Gute verkörpert, siegt immer. Außerdem führt er die schönste Frau davon. -

Es ist ein ganz billiger Traum vom Leben - kitschig bis abscheulich -, den ein Junge (oder Mädchen?) in

sich saugt, und den er wie eine Fliege, die ihm in den Mund geflogen ist, wieder ausspeit, wenn er nur ein kleines bißchen Gips hat. Denn das Schlimmste, was man dem Schund vorwerfen muß, ist noch nicht einmal die Schilderung des Grausamen, sondern es ist das unendlich Verlogene, das einen abstoßen muß. „Gut“ ist, wer am besten reitet, schießt, wer den besten Kinnhaken landet. Drücken wir es so aus: „Gut“ ist, wer seine körperlichen Fähigkeiten (sie sind übrigens so groß, daß geistige gar nicht nötig sind) so für sich verwendet, daß er alles, was sich ihm in den Weg stellt, zusammenhaut und dann stolzerhobenen Hauptes einherschreitet im Bewußtsein: „Ich bin der große Held, weil ich das Gute will und tue.“ Das Gute? Sollte das Gute in der Faust verborgen sein?

Solche Überlegungen und Fragen drängen sich dem auf, der nach der Lektüre von Schund und guten Jugendbüchern den Unterschied spürt. Darum stürzt Euch nicht auf die Hefte aus den Kiosken, die Eure Phantasie mit grellen, unwahren Bildern überschwemmen, sondern lest Bücher, die aus der Welt des wahren Lebens erzählen.

Sie sind bestimmt spannender...

Wolfgang Scheffel, Olla



Der Schiedsrichter hat angepfeifen. Die Spieler sind mächtig nervös, besonders die B-Mannschaft. Für Werner spielt Rolf Germer Mittelläufer. Er selbst, als Spielführer, hat es angeordnet. Herbert Bartels, der Ersatzmann, spielt Linksaußen, und Gustl Siegert nimmt die halblinke Position ein.

Donnerwetter, da wird heute alles auf Jochen ankommen, denkt Werner Holler. Die Unterstützung durch Rolf wird ihm fehlen. Gerade, weil die beiden Freunde stets so gut miteinander harmonieren.

Werner hat recht. Bei Jochen will heute manches nicht so klappen wie sonst. Jetzt führt er den Ball, gibt ihn vor der 16-m-Linie an Gustl ab, läuft in Position. Jetzt, ja jetzt müßte Gustl den Ball zurückspielen, Jochen vor die Füße, wie es Rolf so oft erfolgreich getan hat. Aber Gustl paßt nicht auf, gibt den Ball nach außen, er springt ins Aus.

Schon sind zwanzig Minuten gespielt und die „roten Teufel“ spielen „wie die ersten Menschen“. Eugen Piesahl, der Manager, sagt es voller Verachtung. Vor einer halben Stunde hätte er jede Wette abgeschlossen, daß seine Mannschaft auch ohne Werner Holler gewinnen würde. Jetzt prahlt er schon nicht mehr. Und so wie ihm ergeht es auch allen anderen, selbst den Spielern. Kein Wunder, daß es 3:0 für die A-Mannschaft steht, als die Seiten gewechselt werden.

Die Spieler lassen die Köpfe hängen, als sie sich in der Pause um ihren Spielführer scharen, Trost suchend, Ratschläge erheischend. Rolf sieht Jochen an und der denkt: Ach, wenn nur der Lauter hier wäre, der wüßte bestimmt einen Rat. Dann sagt er kleinlaut: „Bei mir klappt heute nichts. Ich habe das Gefühl, als ob wir das Ding vergeigen würden.“ „Aber Jochen, du wirst doch das Spiel nicht aufgeben wollen, ausgerechnet du?“ Jochen dreht sich um. Hinter ihm steht Werner Holler, auf seinen Stock gestützt. „Du, Jochen, mußt ihnen jetzt ein Beispiel geben“, flüstert er. „Zeig ihnen, was du bei deinem Onkel gelernt hast.“ Er ergreift Jochens Hand. „Reiß das Spiel

heraus, meinestwegen“, sagt er und humpelt zu seinem Platz zurück. Betroffenen schaut ihm der Mittelfürer nach. Recht hat er eigentlich, der Werner. Ein Spiel ist erst dann verloren, wenn die neunzig Minuten herum sind, denkt er. Dann nimmt er Rolf beiseite. „Ich tue, was ich kann. Gib du möglichst immer Steilvorlagen nach vorne. Vielleicht klappt es noch.“

Die zweite Halbzeit dieses Spiels wird zu einer aufregenden Angelegenheit. Im Gefühl des sicheren Sieges wollen die Großen jetzt einen langsameren Gang einschalten. Da schlägt bei ihnen der Blitz ein. Aus zwanzig Metern Entfernung hat Jochen Rohland einen Schuß abgefeuert, unheimlich scharf, haargenau gegen den Pfosten placiert. Es steht nur noch 1:3. Die Spieler jubeln, die Zuschauer auch. Wachen die Kleinen, der Stolz des Vereins, jetzt auf?

Minute um Minute vergeht, immer noch steht es 3:1 für die A-Jugend. Einen Eckball hat Jochen dicht über die Querlatte geköpft, schade, das wäre der Anschlußtreffer gewesen. Noch zwanzig Minuten. noch achtzehn. Kurz vor dem Strafraum wird Berni Sandner gefoult. Freistoß. Die blaue Abwehrmauer steht. Jochen läuft an, der Ball hebt sich, vergebens springen Spieler und Torwart; genau im Dreieck landet der Ball. 2:3, das bedeutet Anschlußtor, das bedeutet Jubel bei den Zuschauern.

Noch zwölf Minuten, noch zehn, noch acht. Ecke für die Blauen. Torwart Kramer springt hoch, trifft den gegnerischen Mittelfürer versehentlich mit dem Knie. Elfmeter. Ein placierte Schuß: 4:2.

Ist das die Entscheidung? Jochen ist verzweifelt. Er spielt jetzt wie im Trancezustand, sieht nur den Ball und das Tor. Verteidiger, Gegner interessieren ihn nicht. Wie ein Tank stürmt er auf den gegnerischen Strafraum zu, stolpert, kann noch schießen, stürzt. Im Fallen hört er den Jubel. Tooor.

Tor? das ist ist 3:4. Wieviel Minuten noch?

Als er aufspringen will, schmerzt das linke Bein. Blut tropft herunter. Ein

MAN MUSS AUCH VERLIEREN KÖNNEN



Foto: dpa

MAN MUSS AUCH VERLIEREN KÖNNEN

Sanitäter springt aufs Feld, führt den sich Sträubenden hinter das Tor, legt einen Verband an. Und während er den „Mittelstürmer“ verarztet, verrinnen die letzten Minuten des Spiels. Als der Schiedsrichter abpfeift, ist der Jubel bei den Siegern groß, während die Kleinen die Köpfe hängen lassen. Dann stehen sie vor dem Clubpräsidenten, alle zweiundzwanzig Spieler. Dr. Traube gratuliert zuerst den Siegern zur Meisterschaft und wünscht ihnen Erfolg für die nächsten Spiele.

Dann richtet er das Wort an die Unterlegenen. „Und nun zu euch, ihr Fußballhelden. Ich will euch mal etwas sagen: Man muß auch verlieren können. Ein Sportler, der nach einer Niederlage den Kopf hängen läßt und sein „Pech“ betrauert, ist in meinen Augen kein Sportler. Ein guter Verlierer reicht dem Sieger die Hand, gratuliert und sagt: Diesmal hast du gewonnen, ich gratuliere dir, aber beim nächsten Mal bin ich an der Reihe. So benimmt sich ein wahrer Sportler. Und wenn ihr euren Weg als Fußballer machen wollt, müßt ihr lernen, wie man anständig verliert. Soll ich euch noch etwas sagen? Ich bin froh darüber, daß ihr heute nicht gewonnen habt, denn es ist nicht gut, wenn die Bäume in den Himmel wachsen!“

Aus dem Schneiderbuch von Gerd Lobin
„Die Klassen-Elf will Meister werden“
zum Preise von DM 3,50.

SEIFENKISTENRENNEN

„Soap-box“ — wenn ein Junge aus Texas dieses Wort hört, dann spitzt er die Ohren, denn „Soap-box“ heißt Seifenkiste, und Seifenkistenrennen ist für ihn Sport, für den er alles andere stehen- und liegenläßt.

Als die Amerikaner nach 1945 nach Deutschland kamen, brachten sie außer Kaugummi und Stoppelhaaren auch den Seifenkistensport mit herüber. Diese Mischung aus halbem Spaß und ganzem Ernst war so richtig etwas für die deutschen Jungen, die ihr Herz nicht auf zwanzig vor neun stehen hatten. Heute werden in allen Teilen der Bundesrepublik Seifenkistenrennen ausgefahren, um die Ortssieger zu ermitteln, die dann in Duisburg-Uhlenhorst an den Start gehen zum großen Seifenkistenderby.

Bei uns liegen die Anfangsgründe der Seifenkistenrennen in einer Mülkule. Es begann damit, daß ein cleverer Mettinger Junge ein paar Kinderwagenräder aus dem besagten Loch zog und dafür eine Portion Neid und eine Portion Prügel von seinem grausamen Bruder bezog. Wenn auch unter Tränen und Zähneknirschen: Die Seifenkiste war geboren und machte eine kometenhafte Karriere, denn schon bald wurde die Mettinger Bergstraße von bindfadengesteuerten Brettern mit Rädern darunter bevölkert. Die wenigen Bretter, die die Talsohle erreichten, fuhren

einem „Bullen“ in die Arme und mußten „aus dem Straßenverkehr gezogen werden“, weil ein Fuß auf dem Asphalt angeblich nicht als Bremse genügte. Na ja, einige Leute hatten eben keine Ahnung. Da lachen doch die Hühner.

Doch der Scherz mußte am anderen Ende aufgezogen werden.

Aus den Brettern wurden Kisten, Seifenkisten. Und aus Seifenkisten wurden Seifenjäger nach dem Motto „immer nach dem neuesten Stand der Technik“.

Aus dem verbotenen Übungsgelände wurde eine polizeilich genehmigte und abgesperrte Rennstrecke, an der sich 2000 Zuschauer trafen, um durch viel Geschrei das letzte aus den Vehikeln herauszuholen.

Es ging bestimmt nicht weniger spannend zu als in Monza, denn im Gegensatz zu Moss, Thil Hill und Trips fuhr hier jeder seinen selbstgebauten Kasten. Daß die Kisten dabei etwas langsamer sind, fiel kaum auf.

Am 24. Juni werden die jungen Talente wieder auf die Startrampe steigen und in ihr großes Abenteuer hineinsausen. Daß wir unsere Klassenkameraden aus Sexta bis Untersekunda dabei durch unsern Schlachtfuß anfeuern, braucht wohl kaum noch gesagt zu werden.

Franz Focke OIB

LITERATUR
FÜR
ANSPRUCHS-
VOLLE,
LEXIKA,
ATLANTEN,
ZEITSCHRIF-
TEN BEI
IHREM BUCH-
HÄNDLER

Aug. Oberhellmann

LENGERICH, BAHNHOFSTR.

Das Kaufhaus

mit der besonderen Note



W. F. NEBINGER

Lengerich-Altstadt



„Aufstehen, Konstanze, wir wollen gleich abfahren und müssen vorher noch frühstücken.“ Ich blinzelte schlaftrunken und schaute auf die Uhr. Erstaunt rief ich aus: „Es ist ja erst vier Uhr!“ Aber da fiel mir etwas ein. Mit einem Satz sprang ich aus dem Bett und lief zum Waschbecken. 40 Minuten später ging es endlich los.

Draußen war es noch stockduster. „Schläft doch noch,“ sagte meine Mutter. Doch wir konnten vor Aufregung kein Auge zumachen. Nach einer herrlichen Fahrt durch das Salzachtal fuhren wir in Bruck auf die Paßstraße. Von jetzt an ging es in großen und kleinen Kehren immer aufwärts. Zu beiden Seiten der Paßstraße türmten sich hohe Schneemassen auf. Die Zeit verging uns viel zu langsam. Aber endlich war es so weit. Alle fünf zugleich riefen wir aus: „Oh, wie schön!“ Ja, da lag er vor uns, der Großglockner. Scharf zeichnete sich der von vielen anderen Bergen umgebene, schneebedeckte Gipfel ab vom strahlendblauen Himmel. Es war wirklich ein wunderbarer Anblick.

Aus dem Schnee lugten schwarze Felspitzen hervor. Wir hatten Glück. Es war einer der seltenen Tage, wo der Großglockner keine Mütze auf hatte. Wir fuhren auf einen Parkplatz und stiegen aus. Meine Mutter machte den Vorschlag, hinunter auf die Pasterze zu gehen, und ihr Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

SCHNEEBALLSCHLACHT IM SOMMER

So kam es, daß wir einige Minuten später auf einer in Eis und Stein geschlagenen Treppe, uns an einem vereisten Drahtseil haltend, hinab auf den Gletscher stiegen. Ui, da mußten wir aufpassen, daß wir nicht hinfielen.

Wir gingen ein Stück über die Pasterze. Frank, mein kleiner Bruder, schaute ängstlich in eine der tiefen Gletscherspalten, in denen das Wasser gurgelte, und sagte: „Da möchte ich aber nicht hineinfallen.“ „Das brauchst Du ja auch gar nicht!“ erwiderte ich lachend. Dann traten wir den Weg zur Edelweißspitze an. Dort aßen wir zu Mittag.

Danach machten wir mit unseren Eltern eine Schneeballschlacht. Plötzlich piff hinter mir etwas. Ich drehte mich um in

der Meinung, es sei mein Bruder, aber ich hatte mich geirrt. Da saßen auf einem Stein drei Murmeltiere und schauten uns an. Oh, waren das possierliche Tierchen. Eine Weile sahen wir ihnen noch zu, doch dann fing es an zu regnen und zu hageln, zu donnern und zu blitzen.

Wir hatten über diesen kleinen Tierchen gar nicht gemerkt, daß sich schwarze Wolken zusammenzogen. Nun flüchteten wir uns zur Edelweißhütte. Doch bald war das Gewitter zu Ende, und so nahmen wir wieder bei strahlendem Sonnenschein Abschied von der Gebirgskette mit dem Großglockner. Lange noch schauten wir zurück, und dieser Tag wird mir noch lange in Erinnerung bleiben.

Konstanze Derikartz, IV a.

Sämtliche Artikel für

Sport und Camping

finden Sie in dem

Sportgeschäft Schulz

Lengerich, Altstadt 20

. . . . und nach der Schule trifft man sich
in der neuen

Milchbar

in

Lengerich, Münsterstraße

Wir mußten grüne, luftdichte Raum-
anzüge anziehen. Dann fuhren wir mit
einem Fahrstuhl die Abschußrampe hin-
auf, kletterten in das Raumschiff, und
die Tür wurde hinter uns luftdicht ver-
schraubt. Dann hatte es geheißten ...
4, 3, 2, 1, 0, und es gab ein Krachen,
einen Ruck, wir wurden fest in unsere
Sitze gepreßt und - wir flogen. Ja,
Mr. Curvey, der Kapitän, Mr. Rody,
der Co-Pilot, Miß Lape, die Funckerin,
und ich, wir flogen zum Mars. Nun, in
diesem Augenblick haben wir die Erde
schon viele, viele zigtausend Kilometer
hinter uns gelassen, und in unmittel-
barer Nähe vor uns liegt der Mars.
Mr. Rady hat die Ausguckluke des
Raumschiffes geöffnet, und wir beob-
achten angestrengt den Mars und
suchen eine geeignete Landemöglich-
keit. Da sind tiefe Krater, hohe Berge
und Meere. Die Landschaft ist rot, so-
gar das Wasser ist rot gefärbt. Der
Anblick ist überwältigend. Da hat Mr.
Curvey auch schon eine Ebene ent-
deckt, auf der wir landen wollen. Die
Anziehungskraft des Mars ist unter-
schiedlich von der unserer Erde, und so
gehört schon ein erfahrener Kapitän
wie Mr. Curvey dazu, um dort sicher
zu landen. Wir mußten die Ebene
zweimal anfliegen, und dann hatten wir
es geschafft. Wir waren mit einem
leichten Ruck gelandet. Nun stiegen
wir aus. Wir waren die ersten Men-
schen auf dem Mars! Doch, was ist
das? Der Boden schwingt hin und her
wie ein Trampolin. Jeder mußte über
den anderen lachen, wie er so daher-

geht; einmal ganz tief wie in einem
kleinen Tal und ein andermal hoch in
der Luft. Doch schon merken wir, daß
wir ganz elastisch gehen müssen, dann
sind die Schwingungen geringer, fast
so, wie auf einem mittleren Boot, das
auf den Wellen dahintreibt. Auf ein-
mal stößt Miß Lape einen Schrei aus
und deutet auf eine Menge komischer
Gebilde. Es sind weiße Kugeln, von
denen nach oben zwei Stäbe führen
und zu der rechten Seite einer. Nach
unten führt ein langer Stab, von dem
nach rechts und links je ein kürzerer
abzweigt. Diese Gebilde bewegen sich
auf uns zu. Als sie näher kommen, sehen
wir, daß inmitten der Kugel ein riesen-

DIE FAHRT ZUM MARS

großes, feuerrotes Auge und darunter
eine blaue, große, mundähnliche Öff-
nung ist. Sind das etwa Marsbewoh-
ner? Aber natürlich! Den langen Stab
mit den Abzweigungen bewegen sie
wie wir unsere Beine, und die drei
kurzen Gliedmaßen, die von der Kug-
gel, dem Kopf, abgehen, benutzen sie
wie wir die Arme. Alle haben einen
Spieß aus einer roten Masse in ihren
Händen. Sie kommen auf uns zugelaufen!
Einer ist schon ganz nah bei mir.
Er hat seinen Spieß, er will mich er-
stechen! Ich stoße einen unterdrückten
Schrei aus und . . . erwache schweiß-
gebadet in meinem Bett.

Uschi Beigel IVa

Werbt in Eurem Bekannten-
kreis für den „wecker“! Einen
Bestellschein findet Ihr
auf der letzten Seite

DEUTSCHLAND: ENGLAND

In der Zeit vom 25. April bis zum 2. Mai 1962 weilte eine Deutsche Fußball-Schülerauswahl in Großbritannien, die zwei Länderspiele gegen England (in London am 28. April) und Wales (in Cardiff am 30. April) ausgetragen hat. In dieser Deutschen Schülersauswahl befand sich auch Paul Hermann, Olla, vom SV Cheruskia Laggenbeck, der hier einiges über seinen England-Aufenthalt schreibt.

Zu Ostern erhielt ich vom WFV (Westdeutscher Fußball-Verband) eine Einladung zur Sporthochschule Duisburg-Kaiserau zu einem Lehrgang. Das war gewissermaßen der Anfang. Ich wurde dann zuerst in die Westfalen-Auswahl berufen, spielte in ihr gegen den Mittelrhein und den Niederrhein, dann folgte eine Berufung in die westdeutsche Auswahl (gegen Süddeutschland in Koblenz 10:1 für den Westen) und dann eben in die deutsche Auswahl.

Wir trafen uns alle am 25. April in Duisburg, fuhren dann von dort über Rotterdam nach Hoeck van Holland, schifften uns dort nach Harwich über und fuhren dann nach London.

Ein nettes Erlebnis hatte ich in Cardiff in Wales. Ich ging mit einigen Kameraden in ein Café und bestellte zwei Eis und zwei Orangensaft. Die Bedienung ließ lange auf sich warten. Endlich kamen unsere Sachen, aber, o Wunder, wir bekamen weder Eis noch Orangensaft, sondern überbackenen Käse, der mit Messer und Gabel serviert wurde. Ich versuchte nun, das Fräulein über unser Mißverständnis aufzuklären, aber sie verstand meine

englische Aussprache nicht, obwohl ich mir größte Mühe gab. In Wales wird nämlich ein sehr eigenartiger Dialekt gesprochen. Na ja, nachdem alles Reden mit Händen und Füßen zwecklos war, ging ich selbst hinter die Theke, wühlte in den Schränken und schaute in alle möglichen Dosen und Büchsen, bis ich das Gewünschte fand. Auf jeden Fall hat es uns hinterher wunderbar geschmeckt, und wir hatten einen riesigen Spaß.

Mein erster Eindruck von London war das ungeheure Verkehrsgewühl: Man saß stundenlang im Bus, ohne von der Stelle zu kommen. Das ist zwar ein wenig übertrieben, aber es stimmt gewissermaßen doch. Weiterhin wird jedes mögliche Fleckchen zwischen den Häusern von herrlichem englischem Rasen ausgefüllt, überall sah man den Rasenteppich.

Der Einmarsch ins Wembley-Stadion in London war ein sehr eindrucksvolles Erlebnis. 95 000 Zuschauer, darunter ungefähr 60 000 Schüler, denen Sondervergünstigungen für die Eisenbahn und die Buslinien gewährt worden waren. Vor dem Einmarsch sang das ganze Stadion englische Volkslieder, dirigiert von jungen Männern, die an jeder Ecke des Stadions standen. Sehr feierlich war es bei der Abspiegelung der beiden Nationalhymnen, als wir uns alle in Reih' und Glied gegenüberstanden. Man kann es einfach nicht mit Worten ausdrücken, man muß selbst dabei gewesen sein. Dann begann das Spiel. Ich muß sagen, die Engländer spielen äußerst schnell und behende, trotzdem aber härter und kraftvoller. Sie hatten viel mehr Druck in ihren Reihen, die Durchschlagskraft war größer. Wir waren ihnen hierin unterlegen. Trotzdem gewannen wir gegen England 2:1 und spielten gegen Wales 1:1. Gegen England hatten wir sehr viel Glück, aber die Torwartleistungen auf beiden Seiten entschieden das Spiel. Unser Torwart hielt in den letzten 20 Minuten alles, zu einer Zeit, da die Engländer sehr stark drängten. Ja, wir haben großes Glück gehabt.

Impressum

„der wecker“
schülerzeitung ibbenbüren

goethestraße 7

mitglied der landesjugendpresse
nrw

juni 1962 10. jahrgang / 3 nr. 45

„der wecker“ erscheint zwei-
monatlich zum preise von 0,50 dm.

die zusammenstellung dieses
heftes besorgten:

peter strolmann
gudrun horstkotte

kleiner Wecker:

a. wenner, m. neuhaus.

berater:

studienrat engstfeld

die anzeigen besorgten:

e. schulte, u. hagemann,

d. ditges, m. schulte,

d. ditges, m. schulte,

ch. v. grüter, s. erlhöfer,

m. ehrenstein.

es wirkten mit an dieser nummer:

r. tabor, m. thiemann, fr. dob-

belmann, h.-p. seidel, r. reichel,

k. plaake, r. f. marten, e. koi-

siek, w. scheffel, u. beigel,

k. derikartz, p. hermann, h. j.

schnepfer und viele andere.

das titelbild fertigte r. tabor

an.

„kontraste“ 4.

konten:

kreissparkasse ibbenbüren

nr. 142

postcheckkonto dortmund

nr. 954 66

wir danken herzlich für die
leserbriefe und bitten um zu-
schriften über diese nummer.

*

den bericht „anatomie des
deutschen lesers“ von paul
sackardt entnehmen wir mit
freundlicher genehmigung des
christophorus-verlages der zeit-
schrift „kontraste“.

Dieser Ausgabe liegt eine Bei-
lage der Bundeswehr bei, die
wir der Aufmerksamkeit un-
serer Leser empfehlen.

Karl Schäfer & Co. GmbH.

Bauunternehmung

Hochbau, Tiefbau, Stahlbetonbau, Erd- und Straßenbau - Betonwerke

Ibbenbüren (Westf)

Wilhelmstraße 75 - Ruf Sa.-Nr. 4033

Niederlassungen:

Gelsenkirchen

Schäferstraße 13-19, Ruf 55845

Düsseldorf

Vogelsanger Weg 38, Ruf 622805



Zeit gewinnen

Wenn Sie jetzt einen prämiengünstigen Sparvertrag abschließen, beginnt die Festlegungsfrist rückwirkend am 1. Januar 1962. Das bedeutet bis zu einem halben Jahr Zeitgewinn. Nutzen Sie diesen Vorteil beim Sparen mit 20 % Sparprämie. Der letzte Termin: 30. Juni 1962.

SPARKASSE

DES KREISES TECKLENBURG



Albert Bergschneider

IBBENBÜREN I. WESTF.

Telefon: Sammelnummer 40 50

Fernschreiber 094 512

Holz- und Baustoff-Großhandlung - Kranumschlag - Lagerung - Schifffahrt - Spedition

Hafen Dörenthe	DEK km 100
Hafen Ibbenbüren (Ibbenbürener Hafenbetrieb)	MLK km 4
Hafen Schmedehausen-Greven	DEK km 85
Hafen Venhaus	DEK km 123
Hafen Recke	MLK km 13
Hafen Osnabrück (Osnabrücker Kies-Handel)	MLKS km 13
Hafen Engter	MLK km 38

Bitte ausschneiden und an die Redaktion abgeben oder in einen Briefumschlag legen und abschicken an „der wecker“, Ibbenbüren, Goethestraße 7.

BESTELLSCHEIN

NAME

ADRESSE

bestellt ein Jahresabonnement der jugendeigenen Zeitschrift „der wecker“ (6 Nummern) zum Preise von 3,00 DM.

Das Abonnement soll mit der Nummer 62 beginnen.

Unterschrift und Datum:

Reifen- Jasper

Reifenhandel
sämtlicher
Fabrikate
Vulkanisierbetrieb-
Runderneuerung
und Besohlung

Lengerich i. Westf.

Münsterstraße 76 · Ruf 544

Ibbenbüren i. Westf.

Münsterstraße 46/48 · Ruf 4521



„Wunderbar:
Libella!“

Abfüllfabrik:

*Emsland-
Getränke*

HASELÜNNE

Telefon 434



„Wunderbar:
Libella!“

Schneller Fremdsprachen erlernen

mit Langenscheidt-Sprachkurse auf Schallplatten

4 Schallplatten 24,- DM

Lassen Sie sich beraten im führenden Schallplatten-Fachgeschäft
Bahnhofstraße 22

MUSIK - BLEKER

wir suchen:

clevere redakteure(innen)
für großen und kleinen „wecker“
gute photographen
anzeigenwerber(innen)
bis 5 % gewinn-beteiligung

redaktion „der wecker“

Waren Sie schon mal dort?

Bei **Grottemeyer**

Café · Lebensmittel · Großbäckerei

Ibbenbüren

Ubostraße 21

Mettingen

Markt 6

Insel-Bücherei 1912-1962

Zu allen Zeiten modern



Moderne und klassische Literatur, Malerei und Graphik, Musik- und Notenbände. Textbände (auch illustriert) DM 3,-; einfarbige Bildbände und Notenbände DM 3,80; mehrfarbige Bildbände und Großbände DM 4,50. Ein Gesamtverzeichnis erhalten Sie bei Ihrem Buchhändler oder beim Insel-Verlag, Frankfurt am Main, Postfach 3001



Reisebüro Weimer

Flug-, Schiffs- und Bahnreisen
Touropa - Scharnow - Hummel

Ibbenbüren (Westf)

Telefon 4718

Machen Sie mehr aus Ihrem Geld

20 % Sparprämie

durch prämiengünstiges Vertragssparen

STADTSPARKASSE

Lengerich (Westfalen)



Seit 1898

Immer größer
wird der Leserkreis
der führenden
und einzigen im Kreisgebiet
gedruckten Tageszeitung